This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

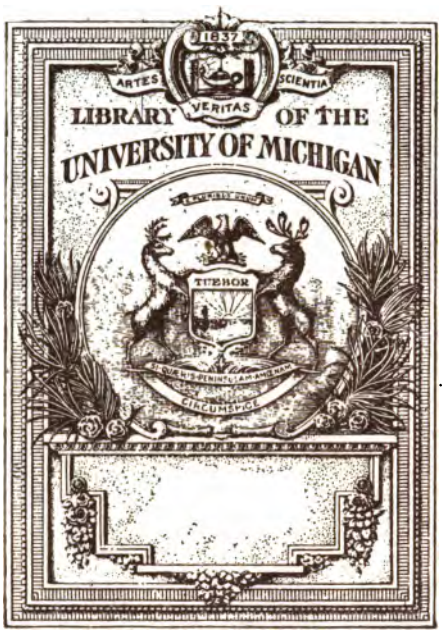
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

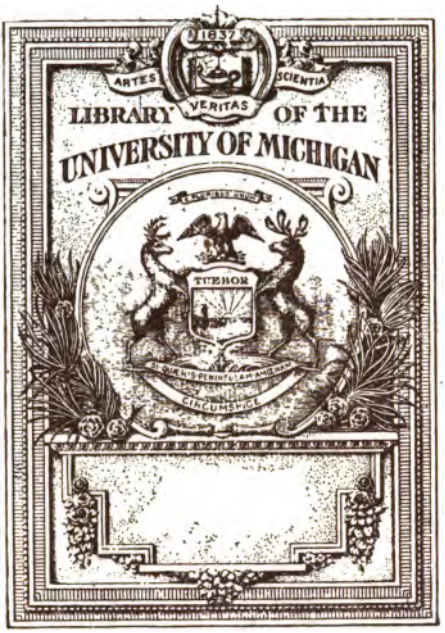
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TIBHOR
CIRCUMSPICE

BL
25
.R39
Ser. 4
v. 1


ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TIEHOR
CIRCUMSPICE

SOWIIZ

BL
25
.R39
Ser. 4
v. 1

Pietiſten.

Von Pfarrer Lizentiat

J. Jüngſt-Stettin.

1.—10. Tauſend.

Verlag von
J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
Tübingen. 1906.

Inhalt.

	Seite
1. Zum Eingang	1— 2
2. Die Vorausſetzungen des Pietismus und ſeiner religionsgeſchichtlichen Parallelen	2— 9
3. Philipp Jakob Spener	9—14
4. Der Spener'ſche Pietismus	14—23
5. Auguſt Hermann Francke	24—38
6. Das „Halliſche Chriſtentum“	38—46
7. Gottfried Arnold	46—57
8. Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf	57—75
9. Der Pietismus im 19. Jahrhundert. Kurzer Überblick	76—80

Alle Rechte, einschliesslich des Uebersetzungsrechts, vorbehalten.

Published October 20, 1906.
Privilege of copyright in the United States
reserved under the Act approved March 3, 1905
by J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen.

1. Zum Eingang.

Pietisten? — Unzählige schütteln sich nur in unbestimmtem Graus vor all dem Unfreien und Unfrohen, vor dem kriechenden, gedrückten Frommtun, vor der Muckerei und Heuchelei, die, wie sie glauben, den Pietismus ausmachen. Hierüber gar ein besonderes Heft der Religionsgeschichtlichen Volksbücher?

Nun, der religionsgeschichtlich Wissende schüttelt sich auch oft über das seichte Urteil vieler, wie es erwächst aus der angeflogenen Kenntnis einiger Äußerlichkeiten oder Zerrbilder des Pietismus und im übrigen aus der eingehendsten Unkenntnis seiner geschichtlichen Erscheinung.

Wie? Also gar eine Schutzschrift für ihn?

Gewiß nicht! Aber eine Schrift zu seinem geschichtlichen Verständnis. Er ist doch eine bis heute wirksame religiöse Strömung. Bei seiner Entstehung widmeten hervorragende Männer ihm ihre Lebensarbeit. Er stellte damals sogar den eigentlichen Fortschritt in der Entwicklung des Protestantismus dar, bis er alterte und damit veraltete, sich in anderer Form wieder verjüngte, abermals alterte und wieder auftauchte. Kurzum, er teilt das Los der meisten geschichtlichen Geistesbewegungen überhaupt. Darum aber überwindet man ihn innerlich nicht durch oberflächliches Aburteilen oder gar Schelten, sondern dadurch, daß man ihn geschichtlich erfaßt. Denn so lernt man auch das Gute in ihm frei benutzen.

401665

Solche geschichtliche Erfassung des Pietismus möchte ich versuchen. Der Fachmann wird nun sofort in meiner Darstellung eine stille Auseinandersetzung mit andern Auffassungen bemerken, namentlich aber mit Albrecht Ritschls bewundernswerter „Geschichte des Pietismus". Hierüber ein kurzes Wort. Ritschl hält den Pietismus wesentlich für eine bloße Erneuerung mittelalterlicher, mönchisch-mystischer Frömmigkeit auf protestantischem Boden. Er tut es aber vom Standpunkt des lutherischen Dogmatikers und Ethikers aus, der bei allem Freisinn doch mit absoluten Maßstäben wertet und alle Mystik von vornherein als unprotestantisch verwirft. Der Geschichtschreiber hat m. E. eine andere Aufgabe. Wohl behält er sich jegliche Freiheit seines persönlichen sittlich-religiösen Urteils über die von ihm dargestellten Erscheinungen vor. Allein diese Erscheinungen selbst soll er doch innerhalb des großen geschichtlichen Zusammenhangs schauen, in dem er sie vorfindet. Hier soll er sie eingliedern und so verständlich machen. Auch dann erwächst natürlich ein gewisser Pragmatismus der Darstellung. Aber der Einsichtige wird ihn doch wohl noch von dem Pragmatismus unterscheiden, den eine dogmatische Wertung an die Erscheinungen nur äußerlich heranträgt. Tatsächlich hat aber der Pietismus nicht eine neue Zeit mittelalterlicher Frömmigkeit heraufgeführt, so viele Bestandteile von solcher auch in ihm Herberge fanden, und so sehr dieselben auch zu seinem Gesamtbild gehören. Vielmehr hat er unverkennbar der Aufklärung die Wege geebnet. Im Geschichtszusammenhang bildet er die Erweichungs- und Übergangsstufe vom starren lutherischen Bekenntnischriftentum zu ihr. Somit hat der Geschichtschreiber nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, umgekehrt wie Ritschl, die nach dieser Richtung weisenden Erscheinungen als die hauptsächlichen gegenüber den andern als bloß nebensächlichen hell zu beleuchten; ja er hat das Treibende im Pietismus – natürlich im Rahmen jener Zeit – nicht als einen Rückfall, sondern als geschichtliches „Prinzip des Fortschritts" darzustellen.

2. Die Voraussetzungen des Pietismus und seiner religionsgeschichtlichen Parallelen.

Wie sah es um 1650 herum aus in der religiösen Welt? Kriegsmüde waren die Geister nach 30jähriger Blutarbeit der Religions- und schließlich Kabinettspolitiker und ihrer an goldenen Drähten gezogenen Kriegshorden. Wohl protestierte Papst Innocenz X. 1648 ex cathedra (amtlich vom unfehlbaren Stuhl Petri aus) durch die Bulle

Zelo domus Dei („Im Eifer fürs Haus des Herrn . . .“) zornig gegen den westfälischen Frieden. Aber die müde Gleichgültigkeit der unendlich gequälten Völker fand sich gern ab mit der harten, ungerechten und im Grunde philiströsen Art, wie der Besitzstand beider Bekenntnisse nach Landesgrenzen festgelegt wurde: Cuius regio, eius religio („Der Landesfürst bestimmt das Bekenntnis der Untertanen“). In Frankreich war dieser Zustand schon früher eingetreten. Nach den Hugenottenkriegen, der Bartholomäusnacht 1572 und neuen Kriegen gab König Heinrich IV. 1598 durch das Edikt von Nantes den Protestanten wenigstens an ihren bisherigen Sitzen Religionsfreiheit und schuf leidliche Zustände. Die Politik Ludwigs XIII. und seines gewaltigen Kardinalkanzlers Richelieu befaßte sich weniger mit der Religion als mit der weltlichen Machtfrage, das unumschränkte Königtum aufzurichten und die ständischen Rechte zu brechen. Ähnlich Ludwig XIV. im Anfang seiner Regierung. Neue Protestantenverfolgungen standen aber in Sicht und erfolgten nach einigen Vorspielen 1685 durch Aufhebung des Edikts von Nantes. Besser stand es in England. Trotz der Ränke einzelner Könige war seit Oliver Cromwells siegreicher Revolution ernsthaft nicht mehr daran zu denken, daß das Land je wieder katholisch würde, und nur die großen protestantischen Kirchen, die Staatskirche und die Freikirchen, vielfach mit politischem Parteiwesen verquickt, stritten untereinander um die Oberhand.

Europas schwertgepflügter, blutgedüngter Boden harrte neuer Saaten. Eine von der Kirche unabhängige freie Geistesbildung gab es jedoch noch nicht. Eben erst keimten die Anfänge der neueren Philosophie und Naturwissenschaft auf, fanden jedoch auf den Universitäten noch keine Heimstätte. Bacon, Comenius, Hobbes, Locke, Descartes, Spinoza, Leibniz sind keine Dozenten gewesen. Die verheißungsvollen Ansätze des Humanismus waren in dem ungeheuern Ringen der Religionsparteien zerrieben worden, und Melanchthon hatte gegen Luthers Meinung die Philosophie des Aristoteles wieder zu Ehren gebracht. Infolgedessen verfielen auch die protestantischen Hochschulen wieder völlig dem scholastischen Betrieb, dem die Erkennt-

nis der Wirklichkeit nichts war. Naturwissenschaft und Geschichte blieben Stiefkinder. Und so erschöpfte man den kühnsten Scharfsinn großenteils in abgeschmackten Spitzfindigkeiten, äußerlich logischem Drill und unfruchtbarem Disputationswesen, das nur nach öffentlichem Aufsehen haschte. Es war also nicht viel anders als gegen Ausgang des Mittelalters. Die Kunst in Musik, Malerei und Dichtung künstelte fast nur noch, außer in den Niederlanden. Die Baukunst allein tat im Übergang vom Renaissance- zum Barockstil eine kräftige, freilich dem bloß Dekorativen zustrebende Lebensäußerung. Das deutsche Volkslied verstummte. Matte Gelehrtenpoesie, deutschelnde Sprachorden und schlesische Dichterschulen suchten vergebens der einreißenden Verwälschung unserer Sprache zu steuern. Nur die allmählich breiter, wenn auch nicht tiefer strömende Flut der religiösen Dichtung warf neben unendlichem Geröll auch eine Reihe von Kirchenliederperlen an den Strand.

Noch beherrschte im Grunde die kirchliche Frage das Gesamtleben. Denn des ganzen Volkstums Grundfesten bebten noch allenthalben nach unter den Nachwirkungen des einstigen Ansturms der reformatorischen Gedanken und der unsäglichen Kriegsleiden, die darob über die Anhänger des alten und des neuen Glaubens gekommen waren. Die vom Mittelalter her ererbte kirchliche Sitte wurde jetzt noch vielfach unterstützt durch die Polizeiwirtschaft des aufkommenden Absolutismus auch der Kleinstaatsregenten. Aber die Sitte wirkte auch ohne das im ganzen noch ungebrochen mit dem ganzen Schwergewicht des Herkommens auf die Menschen, die noch nicht zu subjektivem Leben erwacht waren. Eine engbrüstige, wenig schöpferische Zeit!

Zur Einrichtung, zum Kirchentum war aber auch die Geistesbewegung der Reformation verkalkt. Weniger Luthers Christentum, als dessen dogmatische Kruste war Inhalt der Kirchenlehre geworden. Luther hatte einst stürmisch des Menschen tiefstes Seelenbedürfnis nach einem gnädigen Gott aufgerufen, um Herz und Gewissen von dem seelenlosen Betrieb des kirchlichen Frömmigkeitsmechanismus zu retten für das höchste religiöse Gut der freien Gottesgnade, für den freien Gottestrieb des sittlich Guten. Aber seine kleinen Nachkömmlinge setzten an die

Stelle des Herzensglaubens nur eine verfeinerte, tiftelige Glaubenslehre, die den vortiftelnden Theologen nachzuglauben sei. Bis in die winzigsten Einzelheiten setzten sie fest, was der Christ zu glauben habe, alles mit Hilfe der aristotelischen Philosophie. In ihrem dogmatischen Verstandesbetrieb stellten und lösten sie mit verblüffender Sicherheit und entsetzlichem Unfehlbarkeitsdünkel die größten und kleinsten, scharfsinnigsten und dümmsten Fragen über Gott und Welt, Christus und Sakramente. Noch 1733 erschien in achter (!) Auflage das Buch des gelehrten Theologen J. G. Walch: „Gedanken vom Glauben der Kinder im Mutterleibe und dem Grunde der Seeligkeit der verstorbenen ungetauften Christenkinder" (120 Seiten mit 3 Registern). Welche geistig-religiöse Höhenlage überhaupt! Und doch ist Walch in seiner Orthodoxie schon durch den Pietismus gemildert. Dabei ließen sich diese Theologen vielfach weniger von kräftigem religiösem Eigenleben treiben, als vom tiefgefühlten Haß gegen die Konkurrenzsysteme der katholischen und calvinischen Glaubenslehre. Das gemeinverständlich breitgeschlagene Ergebnis bot die dazu rednerisch künstelnde Predigt jenes grobianischen Zeitalters unter kräftigliche m Schelten auf jeden Andersdenkenden der Gemeinde als Erbauungsstoff dar. Zwar wurde die lutherische Geistlichkeit nicht wie die katholische von einer hierarchischen Spitze aus geleitet. Das Kirchenregiment war ja einfach an die einzelnen Landesherrn übergegangen, die diesen Machtzuwachs weidlich zur völligen kirchlichen Entrechtung der Gemeinden „cäsaropapistisch" (d. h. durch üble Vereinigung weltlicher und geistlicher Gewalt) ausnutzten. Aber man richtete sich nach der maßgebenden Rechtgläubigkeit besonders der Wittenberger theologischen Universitätsfakultät. Die reformatorische Errungenschaft des Priestertums aller Gläubigen hatte man längst vergessen und die Kirche in Wirklichkeit zur Theologenkirche gemacht.

Entsprechend gering war der Gewinn für das sittliche Volksleben. Dieses war ohnehin durch die Kriege verwildert und verroht. Auch in wüstem Aberglauben und Hexenprozeßwesen gaben viele lutherische Theologen, Juristen und Regierungen den katholischen nur wenig nach. Der offizielle Protestantismus schien sich selbst zu dem Los zu

verdammen, nur ein Seitenstück zum katholischen Kirchentum zu werden, nicht schlechter, aber auch nicht viel besser.

Denn auch der Katholizismus hatte sich seit der Reformation ähnlich wie der Protestantismus entwickelt. Das tridentinische Konzil hatte den unterwühlten und wankenden Bau der Kirchenlehre und der Priesterherrschaft wieder verankert mit eisernen Klammern. Gewaltige Dogmatiker wie Bellarmin und praktische Kleinreformer wie Vincenz von Paula gaben ihm nach außen und innen wieder Ansehen und moralische Geltung. Mächtige Missionsunternehmungen ersetzten bald die erlittenen Verluste an Herrschaftsgebiet und Menschen. Jesuiten erfüllten Fürstenhöfe und theologische wie weltliche Lehranstalten mit Geistlosigkeit und Ketzerhaß, und die laxe Ordensmoral erhob die bei Protestanten und Katholiken schlechte sittliche Praxis des Zeitalters auch noch zum Grundsatz. Somit waren es trotz des gegenseitigen dogmatischen Hasses und der verschiedenartigen Verfassung doch verhältnismäßig ähnliche Kirchengebilde, die damals die christliche Religion amtlich vertraten: überall ein starrer Bekenntniszwang und -eifer; überall theologische Zänkereien um Kleinigkeiten; dabei aber fand man sich ziemlich leichtfertig ab mit der geringen eignen und mit der im Volk durch die Kriege stark verrohten Sittlichkeit. Selbstverständlich gab es auch damals eine Reihe tief christlicher und sittlich hoher Männer. Auch sei rühmend die Genfer und die niederländische reformierte Kirche hervorgehoben mit ihrem starken Gemeindeaufbau und ihrer festen Sittenzucht, die zwar manchmal in finstere Gesetzlichkeit ausartete. Endlich vergesse man nur ja nicht die gerade in den Verfolgungszeiten wunderbar gesteigerten Tugenden des sittlich-religiösen Heldenmuts im Handeln und Leiden. Sie machten damals das Märtyrertum sehr allgemein. Aber durchweg stechen doch die geschilderten übeln Züge in der religiösen Gesamtlage am meisten hervor.

Es ist ein religionsgeschichtliches Gesetz der Rückwirkung, nicht nur im Christentum, sondern auch in andern Religionen, bei allen Völkern und Rassen, bei Germanen, Romanen, Slaven, Semiten, Indern und Hochasiaten: Zu solchen Zeiten kirchlicher Erstarrung und Veräußerlichung

bei ſittlichem Niedergang ſchwebt bald leiſen Hauchs, bald ſtürmiſchen Wehens die Myſtik heran, der Menſchheit die unveräußerlichen Rechte auf Herz und Gemüt zu erhalten, die ihr die offizielle Religion mehr zu entreißen als zu gewähren ſcheint. Wir wundern uns alſo nicht, daß bei ſo gleichartigen Zuſtänden auch gleichmäßig im Katholizismus und im Proteſtantismus eine myſtiſch-ethiſche Gegenſtrömung anhub. Sie begann früher bei dem früher in ſich „fertigen“ Katholizismus, und zwar in Frankreich, und ſie knüpfte hier an die tiefen Auguſtinſtudien des Biſchofs Cornelius Janſen von Ypern († 1638) an. Gipfelnd in den Beſtrebungen des Kloſters Port Royal bei Paris, bildeten ſich die religiöſen Gemeinſchaften der „Janſeniſten“ mit vornehm inniger, faſt evangeliſcher Frömmigkeit, die freilich unter dem jeſuitiſchen Verfolgungsdruck ſtellenweiſe auch in Schwärmerei ausartete. Der berühmte Mathematiker und Jeſuitenbekämpfer Blaiſe Pascal gehörte zu ihnen. Spanien lieferte als ſeinen Beitrag zuerſt die Alombrados („Erleuchtete“), dann aber mit Michael Molinos die „uneigennützige“ Gottesliebe des den Jeſuiten verhaßten „Quietismus“[1]). Über Italien kam der Quietismus nach Frankreich. Wunderbar innig trotz einzelner Auswüchſe und flammend von heißer Gottesliebe vertraten ihn hier Frau Jeanne Marie de la Motte Guyon und ihr Freund Fenelon. Weit verbreitete er ſich, auch nach den reformierten Niederlanden hin. Aber welche ungeheuren Machtmittel ſtanden dem katholiſchen Kirchentum zu Gebote, beſonders in Spanien und in dem Frankreich eines Ludwig XIV.! Mit roher Gewalt erſtickten die Jeſuiten dieſe Bewegungen: in Spanien und Italien mit der Inquiſition, in Frankreich mit Bann und Baſtille. Die Guyon verließ die Baſtille endgültig erſt 1702. Fenelon widerrief ſchon 1699, wie Molinos auch getan, der 1696 in harter Kloſterhaft ſtarb. Port Royal wurde 1709 aufgehoben und dem Erdboden gleich gemacht, und Papſt Clemens XI. verdammte 1713 durch die Conſtitution (Erlaß) Unigenitus

1) Quietismus nennt man die Lehre, die als höchſtes religiöſes Gut die vollkommene widerſtandsloſe Hingabe an Gott und Ruhe in Gott preiſt und aufs ſchärfſte dabei die Lohnſucht verwirft.

(„Der Eingeborene...") 101 Sätze des frommen Janseniſten Paſchaſius Quesnel und damit den letzten Reſt auguſtiniſch-tiefer Frömmigkeit, der im Katholizismus noch übrig geblieben war.

Welch ein Glück für den deutſchen Proteſtantismus, daß er ſo gar nicht durch einheitliche Verfaſſung zuſammengeſchloſſen, ſondern durch politiſche Grenzen in lauter Landeskirchen zerfetzt war! So konnte er nicht mit dem hydrauliſchen Druck eines einheitlichen hierarchiſchen Apparates die auch in ihm angehende myſtiſche Gährung zerpreſſen, konnte nicht ſeine dauernde Einheit mit innerer Totenſtarre erkaufen, mußte vielmehr die Bewegung ſich auswirken laſſen, ihm ſelbſt zum Segen. Denn ſie wurde zur Trägerin der in ihm fortſchreitenden Entwicklung, und Pietismus iſt ihr Name[1]).

„Pietiſten" freilich – nicht „Pietismus" – überſchreibe ich dieſes Buch. Denn tatſächlich hat der Pietismus zunächſt die religiöſe Perſönlichkeit mit ihrer ſubjektiven Eigenart zur Selbſttätigkeit aufgerufen und ſie damit von der ſchablonenmäßig ſtarren Objektivität der Kirchenlehre gerettet. Ebenſo hat er die ſittliche Perſönlichkeit ſelbſtändig gemacht und dadurch vom äußerlichen und vielfach nur mechaniſch wirkenden Druck der Kirchen- und Volksſitte befreit. Daher in ihm auch der tiefgreifende Einfluß hervortretender Einzelperſönlichkeiten und der entſprechend hochgeſpannte Perſonenkultus, beides weit ſtärker als ſonſt durchſchnittlich in der Kirchengeſchichte. Daher aber auch tiefgreifende Unterſchiede im Pietismus ſelbſt. Einen Normalpietismus oder beſſer Normalpietiſten gibt es nicht, obwohl Spener, der Vater der Bewegung, noch am erſten als ſolcher gelten könnte, und obwohl die verſchiedenen pietiſtiſchen Kreiſe in ſich natürlich je eine Art von religiöſem Normalgehaben herausbildeten und pflegten. Ich

1) In England erſtarrte infolge des lebhaften Wettbewerbs der Diſſenters (der vom Staatskirchentum abweichenden Chriſten) das kirchliche Leben ſpäter als in Deutſchland und erlebte daher auch erſt ſpäter ſeine entſprechende religiöſe Erweckung ſeit 1729 durch John Wesley (1703–1791) und die methodiſtiſche Bewegung. Sie verlief unter etwas andersartigen Lebensbedingungen und Gegenſätzen.

schildere daher den Pietismus in den vier bedeutendsten Pietisten. Sie zeigen ihn jedesmal in der Ausprägung durch ein stark hervortretendes Temperament. Selbstverständlich liegt es mir fern, durch äußerliche Anwendung eines „bloßen psychologischen Schema" etwa „die Geschichte zu vergewaltigen", wenn ich jeden dieser Männer einem der bekannten, wenn auch bekanntlich „nie rein vorkommenden" vier Haupttemperamente zuweise. Nur zur bequemen Verdeutlichung ihrer Charakterbilder mag man in Spener den Phlegmatiker, in Francke den Choleriker, in Arnold den Melancholiker und in Zinzendorf den Sanguiniker des Pietismus erblicken. Zinzendorf schildert gelegentlich die Auswirkung der vier Temperamente im pietistischen Gemeinschaftsleben, freilich so, daß er nur vor ihren Schattenseiten warnt und ihre Lichtseiten unerwähnt läßt. Möge der Leser selbst urteilen, wie weit seine Schilderung auf diese vier Männer paßt:

„Nehmen sie sich in ihren Versammlungen in Acht, daß ja kein Betstundenchristentum daraus werde, da man sich entweder aus wollüstiger Andacht mit schönen Vorträgen, schönen Büchern, schönen Liedern divertiert oder aus cholerischer Munterkeit mit den Werken und Taten Gottes breit macht und sich mit erbaulichen Nachrichten aus dem Reiche Christi die Zeit vertreibt, oder aus melancholischer Verdrießlichkeit Obrigkeiten, Pfarrer und alle Stände ohne Verbesserung durchhechelt und die göttlichen Gerichte über das menschliche Geschlecht aus allen Zeitungen herausklaubet, oder aus phlegmatischer Tändelei mit Hintansetzung aller leiblichen Arbeit fromme Assembleen vor den weltlichen erwählet, weil man sich nicht weiter weiß in der Welt und dabei die ruhigsten Tage hat."

3. Philipp Jakob Spener.

Nicht eine überragende, religions-, welt- und kulturgeschichtlich gleich gewaltige Persönlichkeit wie Luther oder Calvin eröffnet die pietistische Bewegung. Der Zug des eigentlich Heldentümlichen im geistigen Sinne fehlt Speners

seelischer Eigenart durchaus, auch seiner Schriftstellerei. Aufrichtig bescheiden, ganz nüchtern und zutreffend stellt er sich selbst gelegentlich als einen Zwerg hin, der nur auf den Schultern des Riesen Luther stehe und deshalb vielleicht in einzelnen Dingen weiter blicke als dieser. Im Grunde war er eine stille, trockene, ja etwas pedantisch-philiströse Gelehrtennatur. Seine Liebhaberei, die er aber mit der ihm eigenen Gründlichkeit betrieb, waren heraldisch-genealogische Studien; sie sind für diesen Zweig der Geschichtswissenschaft grundlegend geworden. Seine religiösen Schriften, Predigten und Briefe zeigen kaum je den Luther so eignenden gewaltigen, hinreißenden Ton prophetischen Hingerissenseins. Es stürmt und drängt nicht aus ihm heraus. Alle seine Kämpfe haben ihm kaum zwei oder drei schlaflose Nächte bereitet. Seine Streitschriften schreibt er fast allein zur Verteidigung; zum Angriff nur, wenn er sich vor lutherischer Verketzerung sicher fühlt oder gar eigens, um sich vor ihr zu sichern, z. B. anfangs in Frankfurt gegen die Reformierten, später in Berlin gegen die Sozinianer. Seine Reformschriften, auch seine Predigten sind trockene, ziemlich blasse Abhandlungen. Sachliche, ruhige, ja breitspurige Erörterung ist alles; allem geht er bis ins Kleinste nach, läßt keine Unklarheit, aber auch keine Tiefe übrig; er entgegnet auf jeden gemachten und denkbaren Einwurf mit peinlicher Gewissenhaftigkeit und widerlegt manchmal selbst den vorgehaltenen hellen Unsinn eingehend mit gleich ernst bleibender Miene.

Wie der Stil, so der Mann. Wohl hat er eine mystifizierende Bewegung verursacht. Aber den höheren Flug des eigentlichen mystischen Empfindens kennt er selbst nicht. Er schätzt Mystiker wie Joh. Arndt und Labadie, schiebt aber z. B. ersterem im Grunde fast nur moralische Zwecke unter. Allein in Einem hat er etwas Wahlverwandtes mit der Mystik: von Jugend auf sinnt er stets mit moralischer Peinlichkeit über den eigenen Seelenzustand nach.

Speners äußerer Lebensgang bietet wenig Besonderes und zerfällt in seine Jugendjahre (1635–1666), seine Oberpfarrerzeit in Frankfurt (1666–1686), seine Hofpredigerzeit in Dresden (1686–1691) und seine Amts-

zeit als Propſt in Berlin (1691 – 1705). Er wurde am 13. Januar 1635 zu Rappoltsweiler im Elſaß geboren, wo reformiertes Element ſich ſtark mit dem lutheriſchen miſchte. Trotz lutheriſchen Bekenntniſſes hat ſein ohnehin dem Sittlichen zugewandtes Innenleben ſich offenbar unter der ſtarken Einwirkung reformierter Sittenſtrenge geſtaltet. Schon als zwölfjähriger Junge empfand er bei ſeinem erſten und letzten Verſuch zu tanzen heftige Gewiſſensbiſſe. Auf der Univerſität Straßburg pflegte er bei gründlichem Studium die Geſelligkeit nur mit wenigen religiös gleichgeſinnten Freunden. Er wurde 1653 Magiſter. Nach vollendeten Straßburger Univerſitätsjahren machte er 1659 bis 1662 eine Studienreiſe nach Baſel und beſonders nach dem calviniſch ſtrengen Genf. Dort trat er auch in Berührung mit dem feurigen Myſtiker Labadie. Sicher wurde dadurch der Zug zur Innerlichkeit bei ihm verſtärkt. Daneben die eigentümliche Pedanterie ſeines Weſens: 1663 in Straßburg als Freiprediger (d. h. Aushilfsprediger) berufen und zugleich mit kurſoriſchen Univerſitätsvorleſungen betraut, ſchloß er 1664 (am Tag ſeiner Doktorpromotion nach häufiger Sitte jener Zeit) erſt nach langen Erwägungen durch Mache ſeiner Verwandten eine bloße Vernunftehe mit Suſanna Erhardt, einer Straßburger Ratsherrntochter. Eigentlich meinte er, für ihn ſei eine Witwe am beſten, die zuvor bei einem böſen Mann eine ſcharfe Geduldsſchule durchgemacht habe und ſich deshalb beſſer in ſeine Eigenheiten finde. Die Ehe wurde glücklich. Sein etwas ſelbſtſüchtig gefärbter Hang zu gelehrtem Stillleben kam in ihr auf ſeine Rechnung. Er rühmt ſeiner Frau nach, ſie habe ihm alle Haus- und Erziehungsſorgen abgenommen. So konnte er ungeſtört auf der Studierſtube ſeiner Jahr für Jahr mehr anſchwellenden Schriftſtellerei und ſeinem rieſigen ſeelſorgerlichen Briefwechſel leben. Als Vater des Pietismus iſt er auch der geiſtige Vater einer langen Reihe von Pietiſten und – Pietiſtinnen geworden, die über lauter „Gottesreichsarbeit“ nicht ſelten die nächſten ſittlichen Familienpflichten verkürzten. Luthers fröhlichderb auflachender Familienhumor fehlte ſeinem Hauſe. Trotz reichlich und gern geübter Gaſtfreundſchaft hatte alles ein gedämpftes, etwas trübſäuerliches Weſen.

Dem entsprach das Erziehungsergebnis. Ein echt herzliches Verhältnis bestand kaum zwischen ihm und seinen Kindern. Mehrere unter ihnen sind auf Abwege geraten.

Unentschlossenheit und Passivität zeigt Spener bei allen Wendungen seines äußeren Schicksals. Erst 31jährig wird er ehrenvoll (1666) als Senior des geistlichen Ministeriums nach Frankfurt a. M. berufen. Er überläßt aber die Entscheidung über seine eigene Annahme des Rufs dem Straßburger Magistrat. Hierher gehört auch sein leichter Zug zum Aberglauben: Er wird 1686 von Frankfurt als Oberhofprediger nach Dresden berufen. Auch hier befragt er erst angesehene Männer über die Göttlichkeit dieses Rufs. Schließlich läßt er seine Tochter durch Bibelorakel – sie schlug Apostelgeschichte 7, 3 u. 10 auf – ihm seinen Entschluß heraus-„däumeln". Er spart sich so die eigene sittliche Entscheidung und beschönigt seine bei der Sache ganz unmännliche Haltung religiös durch Warten auf einen besonderen „Wink des Herrn", vielen ein übles Vorbild.

Und doch, für seine kleine Zeit war er nicht nur ein bedeutender, sondern auch der rechte Mann. Seine Frömmigkeit war aufrichtig, ernst und tief und drang vor allem auf Betätigung im Leben. Wohl mangelte ihm der Trieb, stets schnell und kräftig zu handeln. Wo er jedoch etwas als recht erkannte, ging er stillzäh und beharrlich seine Bahn, unbeirrt durch Schwierigkeiten und ohne Rücksicht auf eigenen Nutzen oder Schaden. Wie schon in Frankfurt, widmete er sich auch in Dresden mit besonderer Vorliebe dem religiösen Jugendunterricht, der sehr im argen lag, und er scheute nicht den Spott der Hofleute, die solche Kinderarbeit für eines Oberhofpredigers unwürdig hielten. Bewundernswert eröffnete er der Sittenlosigkeit nicht nur des Dresdener Hofs, sondern auch des Kurfürsten selbst den Krieg. Während nun der Hof ihn boykottierte, spielte der Kurfürst mit seinem schlechten Gewissen eine wahrhaft klägliche Rolle: weder gab er seinen Wandel auf, noch wagte er, Spener abzusetzen; er dachte vielmehr ernsthaft daran, seine Residenz von Dresden weg zu verlegen, und war heilfroh, daß Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg (1701 als Friedrich I. König

von Preußen) den gefährlichen Hofprediger 1691 als Propst nach Berlin berief.

So war Speners Fechtweise aber auch der seiner orthodoxen theologischen Gegner im ganzen geistig und moralisch überlegen, obwohl er stets ihre Aufrichtigkeit ebenso in Frage stellte wie sie die seine. Aber er blieb wenigstens meist sachlich und schimpfte nicht niedrig wie sie. Ihre salzlose Art bestand sonst hauptsächlich in ewigen Versuchen, ihn irgendwelcher katholisierenden, donatistischen, weigelschen, pelagianischen, quäkerischen oder böhmistischen Abweichungen von der feststehenden kirchlichen Glaubenslehre zu überführen, die ihnen allein am Herzen lag. Mit solchem Nachweis war er ja in ihren Augen gerichtet. So Dilfeld, Mayer, Schelwig, Pfeiffer u. a. Die Wittenberger theologische Fakultät unter Deutschmanns Führung, alles Dagewesene und Zukünftige an Abgeschmacktheit überbietend, wies ihm einmal sogar in einem Gutachten 284 (!) große und kleine Lehrirrtümer nach. Dem gegenüber stellt er nun niemals kühn wie Luther Gewissen und heilige Schrift über und wider die Kirchenlehre. Vielmehr verteidigt er inhaltlich stets eifrig und meist auch mit Recht seine eigene Rechtgläubigkeit. Er verschiebt aber geschickt die ganze Erörterung vom Gebiet der objektiven Glaubenslehre auf das der praktischen Frömmigkeit und Moral, die ihm am Herzen liegt. Da behält er natürlich für jedes gesunde Empfinden Recht wider seine Gegnerschaft, die in bloße Verstandesdogmatik verbohrt ist. Umgekehrt legt er aber weit weniger Wert auf die Rechtgläubigkeit seiner Anhänger. Er drückt vielmehr oft auch bei ihren offenkundigen und ihm selbst peinlichen religiösen wie sittlichen Verirrungen beide Augen zu, manchmal nicht ganz redlich. Anders als Luther läßt er zu, daß sehr verschiedene Elemente sich mit seinem Ansehen und Namen decken, und er vergrößert so seinen Anhängerkreis. Mit solchem Gewährenlassen der religiösen Eigenart führt er aber tatsächlich eine weitgehende Toleranz in die pietistische Bewegung ein. Sie erstreckt sich freilich nur auf — Pietisten.

Erst in Berlin wurde Spener recht ein allgemein anerkanntes kirchliches Parteihaupt für Deutschland. Als

Lutheraner war er ohne unmittelbaren Einfluß bei dem reformierten und weltlich denkenden, aber religiös duldsamen Kurfürsten. Dagegen übte er mittelbar durch weitreichende Verbindungen, besonders mit Adelskreisen, eine durchgreifende Tätigkeit zugunsten seiner Richtung aus. Namentlich besetzte er mit seinen Anhängern unzählige Pfarrstellen, aber auch wichtige Professuren, vor allem die in Halle. Zugleich focht er seine schriftstellerischen Fehden aus oder ließ sie von Freunden ausfechten, freute sich über die Ausbreitung seiner Sache, ärgerte und ängstigte sich dann auch wieder abwechselnd über die Ausschreitungen seiner Jünger, wirkte überall vermittelnd, beschwichtigend und gelegentlich vertuschend. Besonders schwere Sorgen machten ihm z. B. die Anstöße, die Gottfried Arnold (s. u.) mit seiner „Ketzerhistorie“ gab. Um nicht ein Urteil über das Werk abgeben und damit entweder sich oder Arnold bloßstellen zu müssen, las er es überhaupt nicht, obwohl Arnold in seiner damaligen Bedrängnis ihn geradezu flehentlich bat, es zu lesen und zu beurteilen. – Spener schätzte, durch manch böse Erfahrung belehrt, den Wert des von ihm selbst gegründeten Konventikelwesens in seinen letzten Jahren bedeutend geringer ein als anfangs, erkannte jedenfalls mit Schmerzen die vielen Auswüchse, hatte aber nicht die Kraft, sie abzuschneiden. Sie wurden natürlich ihm selbst zur Last gelegt. Er geriet daher manchmal in trübe Stimmungen, starb aber im stillen Glauben an seinen Herrn am 5. Februar 1705, nachdem seine Kräfte schon stark abgenommen hatten.

4. Der Spenersche Pietismus.

Und nun, was hat Spener inhaltlich Neues gebracht? Was macht ihn zum Pietisten?

Er veröffentlichte 1675, also noch in Frankfurt, die berühmten „Pia desideria, oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche

samt einigen dahin einfältig abzweckenden christlichen Vorschlägen". Hier der Inhalt, kurz erläutert.

Der erste Teil gibt ungefähr wie oben der zweite Abschnitt dieses Volksbuchs eine „Übersicht des verderbten Zustandes der evangelischen Kirche" und schildert eingehend die Gebrechen der cäsaropapistischen Obrigkeit, der verweltlichten Geistlichkeit und des in Lastern lebenden Hausstandes, dazu die Anstöße, welche Juden und Katholiken an dem schlechten Wandel der Protestanten nehmen. Besonders betont er die Geringwertigkeit des bloß äußerlichen Kirchengehens und Kirchenglaubens, wenn nicht die Frucht christlicher Liebe und Sittlichkeit daraus erwachse. — Im zweiten Teil erwägt er die „Möglichkeit eines besseren Zustandes der Kirche" und entwickelt hier einen — später noch in einer besondern Schrift von ihm behandelten — Lieblingsgedanken: Gott habe noch einen blühenden Zustand der Kirche verheißen, und dieser werde eintreten durch Bekehrung der Juden und Roms Fall. Es ist dies offenbar eine seiner trockenen Art entsprechende, fast rationalistische Abschwächung der alten apokalyptischen Phantasie vom tausendjährigen Reich. Seine orthodoxen Gegner fanden auch richtig darin einen „subtilen Chiliasmus" (verfeinerte Schwärmerei vom tausendjährigen Reich). Eine gewisse Neigung zu chiliastischen Gedanken ist seitdem dem Pietismus bis heute geblieben.

Der dritte Teil der Schrift ist der wichtigste geworden durch die bestimmten sechs „Vorschläge, durch welche dem verderbten Zustande der evangelischen Kirche abzuhelfen wäre": 1) Es sei mehr Kenntnis des Wortes Gottes unter die Leute zu bringen. Zu dem Zweck seien u. a. neben den eigentlichen Gottesdiensten in altapostolischer Weise besondere Versammlungen zu veranstalten. In diesen möchte nicht nur der Prediger, sondern jeder mit Gaben und Erkenntnis Begnadete reden und seine gottseligen Gedanken über die vorgelegten Materien vortragen, während die andern über das Vorgetragene richteten. Hiermit stellt Spener offiziell das Konventikel, das collegium pietatis („Frömmigkeitsverein", heute „Gemeinschaft" genannt) in die Gemeinde hinein: eine ecclesiola in ecclesia (Kirchlein in der Kirche). — 2) Das im Papsttum abgeschaffte, im

Luthertum vergessene Priestertum aller Gläubigen sei wieder aufzurichten und fleißig auszuüben. Nicht nur der fälschlich sogenannte „Geistliche", sondern jeder Christ habe sich und die Seinen seelsorgerlich zu behandeln. Diesem Gedanken widmete er später noch die besondere Schrift „vom geistlichen Priestertum". Indem er ihn kräftig betont, bringt er im Pietismus einen echt reformatorischen Zug, die religiöse Selbständigkeit des Einzelnen, und damit den Individualismus zur Geltung. — 3) Den Leuten sei fleißig einzuprägen, das Christentum bestehe nicht im Wissen, sondern in der Tat. Hier wendet er sich als sittlicher Praktiker gegen den hohlen Bekenntnis- und Lehreifer der Orthodoxie. — 4) Bei Religionsstreitigkeiten sei die falsche Lehre nicht durch Disputieren, besonders nicht durch fleischliche Leidenschaft zu überwinden, sondern vor allem durch Liebe und würdigen Wandel. Spener verlegt hiermit den Schwerpunkt des Christentums aus der Lehre ins Leben. Die Aufklärung zieht später daraus die Folgerung, daß alle Verschiedenheiten der kirchlichen Lehren gleichgültig seien und nur die Moral zu gelten habe. — 5) „Die Erziehung der Prediger auf Schulen und Universitäten" betreffend. Weil die Theologie — Spener verwechselt ganz im Sinn jener Zeit Theologie und Religion — eine durchaus praktische und Herzenssache sei, solle die theologische Bildung weniger auf die Spitzfindigkeiten des scholastischen Schulbetriebs als auf Erzeugung wahrer Gottseligkeit abzielen. Sonst komme es nur zu einer Philosophie von göttlichen Dingen, aber nicht zu einer im Licht des hl. Geistes erlernten Theologie. Gottselig lebende Studenten mit geringen Kenntnissen seien daher den stattlich studierenden, aber auch stattlich schwärmenden, saufenden und renommierenden vorzuziehen. Die Universitäten müßten ihnen auch Sittenzeugnisse ausstellen. Und man solle den Studenten das Disputieren — dieses spielte damals ja im Universitätsbetrieb eine Hauptrolle — in deutscher Sprache beibringen, damit sie für ihre späteren Gemeinden verständlich reden lernten. Letzterer Vorschlag wurde bedeutungsvoll für die Entthronung des Lateinischen und für die Erschließung des Deutschen als Wissenschaftssprache. Die Leipziger pietisti-

schen Theologieprofessoren haben es zuerst gewagt, natürlich aus praktisch-erbaulichen Gründen, dem Juristen Thomasius zu folgen und ihre Vorlesungen deutsch zu halten. Ihnen folgte dann Wolff in der Philosophie. Dagegen führten Speners erstgenannte Vorschläge dazu, daß der Pietismus die strenge Wissenschaft überhaupt im vermeintlichen Interesse der Religion ablehnte. Man hört in der heutigen Orthodoxie noch häufig in tendenziös-einseitiger Weise gottselige Nichtswisser gegenüber gottlosen Vielwissern rühmen. Dies stammt aus dem Pietismus und keineswegs aus der älteren, in ihrer Art durchaus „wissenschaftlich" gerichteten Orthodoxie her, die vielmehr dem Pietismus aus seiner Geringschätzung von Philosophie und Wissenschaft einen schweren Vorwurf machte. Spener hat eben die tatsächlichen Mängel des damaligen akademischen Studiums in verkehrter Weise bekämpft. Seine Anhänger gingen noch weiter als er, schütteten das Kind mit dem Bade aus und bekämpften oft genug die Wissenschaft überhaupt als „weltlich". Manche tadelten Spener sogar wegen seiner gelehrten heraldischen Forschungen. Im Verlauf der Entwicklung ist der Pietismus infolgedessen vielfach zum Kulturfortschritt in Gegensatz getreten, statt ihn dauernd zu fördern. — 6) Die Predigten sollten — in den Stadtgemeinden wenigstens war dies damals sehr nötig — nicht zum Erweis der Redekunst und Gelehrsamkeit des Predigers, sondern zur Erbauung der einfältigen Hörer eingerichtet werden. Tatsächlich hat der Pietismus die künstelnde Predigtweise der Orthodoxie vereinfacht.

Speners „fromme Wünsche" lesen sich für uns — offen sei's gesagt — nicht gerade packend. Ihre Gedanken kommen uns heute teils selbstverständlich, teils sogar langweilig vor. Im Rahmen des geistigen Gesamtbildes jener Zeit jedoch stehen sie da als eine Art Programm zur „Weiterbildung der Religion", aber nicht dadurch, daß sie die kirchlichen Lehren verändern, sondern dadurch, daß sie die Interessen nach der Seite des Praktisch-Erbaulichen und Moralischen verschieben. Heftig und verständnislos zugleich, da man ja stets nur nach Lehrabweichungen fahndete, wurde deshalb nach anfänglichem verdutztem

Beifall der Kampf der Lehr-Orthodoxie gegen Spener, besonders nachdem er in Dresden und später in Berlin weitreichenden Einfluß gewonnen hatte. Namentlich Franckes Leipziger Streit (vgl. unten S. 29 f.) schürte das Feuer auch gegen Spener. Die Einzelschilderung dieser Kämpfe würde den Umfang der Religionsgeschichtlichen Volksbücher überschreiten. Wichtiger sind uns auch die Wirkungen dieses Programms bei seinen Anhängern.

Das auffälligste von Speners Reformmitteln war die Gründung von Erbauungskonventikeln, collegia pietatis. Schon 1670, also längst vor Herausgabe seiner Reformschrift, hatte er ein solches collegium in Frankfurt begonnen. Darin wurde erst nur die letzte Sonntagspredigt, seit 1675 nur noch Biblisches durchgesprochen. Spener hatte anfangs nur das subjektive sittlich-religiöse Leben der Laien anspornen wollen, indem er Gelegenheit zu erbaulicher Selbstbetätigung und zur Aussprache religiöser Erfahrungen gab. Die Konventikel befriedigten aber auch das vorhandene Bedürfnis nach der Wohligkeit inniger religiöser Gemeinschaft. Allein naturgemäß erwuchs zugleich in ihnen ein Geist, der den frommen Kreis nicht nur nach innen eng zusammenschloß, sondern auch nach außen schroff und eng abschloß. Er drängte mit seelischer Notwendigkeit dahin, daß man sich nicht nur zur Welt, sondern auch zu der Fromme und Gottlose zugleich umschließenden Kirche im bloßen Gegensatz fühlte. Das Reformmittel wurde Selbstzweck. Man kam sich als Gemeinschaft der Vollkommenen und als Licht in der Finsternis vor. Nach Lage der Dinge damals wohl nicht ganz mit Unrecht. Indessen überstiegen die Einbildungen natürlich die in Wirklichkeit erreichte sittliche Höhe. Noch gestärkt durch die reichlichen Angriffe von Orthodoxie und Welt, entwickelte sich vielfach ein hochmütiger und fanatischer Pharisäergeist, der weniger bessern, als zu Gericht sitzen wollte. Zu Speners ratlosem Entsetzen trieb dieser schon während seiner Frankfurter Wirksamkeit und später noch manchen Orts viele dazu, die Gottesdienst- und besonders die Abendmahlsgemeinschaft mit den Unbekehrten zu meiden, ja sich von dem „Babel“ der Landeskirche zu trennen. Weil außerdem die religiöse Eigenart in den Gemeinschaften freigegeben

war, wurden sie zugleich (seit 1691 und 92) zum Anziehungs- und Sammelpunkt sowie zur Werbestelle für allerhand Sonderlinge, Schwärmer, Separatisten, Sektierer, Chiliasten und Mystiker. Diese beriefen sich alle gern auf Spener, brauchten aber dessen vorsichtige Mäßigung und die steten Vorbehalte, die er bei seinen Ausführungen machte, nicht mehr zu kennen. Man überbot sich vielfach gegenseitig nur in der Stärke der religiösen Äußerungen und machte sie zu einer Art Gradmesser der Frömmigkeit.

Ziellose Aufgeregtheit und seltsames Gebahren, auch Heuchelei waren stellenweise die Folge. Visionen hysterischer Weiber zu Halberstadt, Glaucha, Quedlinburg wurden Ereignisse. Eine über London nach Deutschland gekommene Einfuhr französischer Camisarden [1]), die sich rühmten, den heiligen Geist zu besitzen, setzte erst die Pietisten, dann die Polizei in Bewegung. Die krankhafte Erscheinung der „betenden Kinder" in Schlesien — 1707, noch vor den Erweckungen im hallischen Waisenhaus — kann man nur mit der Aufregung des mittelalterlichen sogenannten Kinderkreuzzugs vergleichen. Auch geschlechtliche Verirrungen brachte stellenweise die gefühlige Konventikelgemeinschaft zwischen Männern und Weibern begreiflicherweise mit sich.

Natürlich erregten solche Auswüchse viel Aufsehen und Verlästerung, besonders in jener Zeit dogmatischen Einheitszwangs. Ganz verkehrt wäre es aber, wollte man nach ihnen die ganze Bewegung beurteilen. Der durchdringende Einfluß des Spenerschen Geistes ist im ganzen doch nicht zu verkennen, freilich verschieden in den verschiedenen Volksschichten. Jene Auswüchse kommen mit wenigen Ausnahmen mehr auf Rechnung der Pietisten niederer Stände. Ihr zuerst an und in der Religion erwachtes subjektives Wichtigkeitsgefühl verflackerte in solchen wesentlich nur Lärm erregenden Erscheinungen. Dies hinderte selbst eine wirklich volkstümliche Gestaltung und Verbreitung des Pietismus — außer in Württemberg, wo der Unwille über die schauderhafte herzogliche Tyrannei

1) Camisarden nannten sich die protestantischen Bauern, die in den Cevennen gegen Ludwigs XIV. religiöse Tyrannei einen mächtigen Aufstand erregten. Sie verfielen dabei vielfach in religiöse Schwärmerei.

den innigen Anschluß an den himmlischen Herzog der Seelen volkstümlich machte. Anders wars in den höheren Ständen. Hier verband sich der Pietismus mit dem erwachten Drang nach feinerer Bildung, der in Ermanglung eines nennenswerten deutschen Bildungsstoffs natürlich französelte. Statt sich bei massivster äußerer Kirchlichkeit voll und toll zu saufen, wilde Hirschhetzen zu treiben und der Würfelleidenschaft zu huldigen, wurde es bei den adeligen Weltkindern vornehm und nobel, Allongeperrücken und Zierdegen zu tragen, Schäferstücke schön zu finden, nachlässig im Kirchenbesuch zu werden und, wenn man einmal ins Gotteshaus ging, sich dort „cavalierisch" ungezogen zu betragen. Bei den Pietisten stellte man sich entsprechend zurückhaltend und kritisch zu Kirche und Kirchenbesuch, tauschte beim neu eingeführten „anmutigen Trank der Schokolade" geistliche Erfahrungen aus, führte Tagebücher darüber und trieb tändelnde Privatliebesspiele mit dem Heiland. Und die „bessere" städtische Bürgerschaft, soweit sie vom Pietismus ergriffen wurde? Man besuchte nicht mehr Sonntags nach überfülltem Vormittagsgottesdienst nachmittags mit Kind und Kegel, (d. h. mit seinen ehelichen und seinen ebenfalls im Hause gehaltenen unehelichen Kindern) die teils rohen, teils albernen Volksbelustigungen auf der Stadtwiese mit anschließenden Gelagen und Prügeleien. Man tat's vielmehr dem Adel nach, man wurde „fein", wurde vornehm zurückhaltend gegen das Treiben der „canaille", besuchte lieber den engen Kreis des Konventikels und erbaute sich aktiv und passiv im leise erwachsenden empfindsamen Zeitstil. Man lächle aber nicht bloß darob. Der Pietismus hat die damalige Zerklüftung der Stände mehr benutzt als gebessert, aber er hat die anhebende Entkirchlichung und die eindringende französische Sitte in seinen Kreisen doch deutsch und religiös versittlicht. Sein segensreicher Einfluß, besonders auch der Einfluß der pietistischen Frau auf den wüsten deutschen Landbaron und den grobmateriellen städtischen Großkrämer jener Zeit sei vielmehr rühmend hervorgehoben. Eben deshalb jedoch erreichte der Pietismus damals sehr wenig bei den Bauern, die ja durch harte Leibeigenschaft oder Hörigkeit geknechtet waren. Er wirkte auf dem Land

bei den „hohen Herrschaften“ vielfach nur auf Verschärfung der bäuerlichen Gemeindeordnungen hin in Geboten und Verboten. Aber wo er wirkte, hat er doch im Bund mit der steigenden Bildung das sittliche Gefühl verfeinert, eine Arbeit, welche die Aufklärung später nur fortsetzte. Die Religion wurde subjektiv.

Denn es ist der Spenersche Geist sittlicher Strenge, der mit dem Pietismus einzieht unter Betonung einzelner mystischer Bibelgedanken. Wiedergeboren wollen die Konventikelleute sein, nicht nur angeblich wie die Orthodoxen durch eine magisch aufgefaßte Kindertaufgnade, sondern auf Grund wirklicher religiöser Lebenserfahrung, der Bekehrung. In innerlichem Bußkampf muß man zum Durchbruch der Gnade gelangen und in der Seligkeit dieses Bewußtseins die Versiegelung empfangen. Da darf man doch nicht mehr durch sündiges Leben sein Christentum nur als toten Glauben hinstellen. Nein, es gilt, ein rechtschaffenes Wesen in Christo zu haben, und man versuche sich selbst an seinen sittlichen Früchten, ob man im Glauben stehe. Zwar bleibt die Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben bestehen, aber fast hauptsächlich als eine Lehre, die man bloß im ausdrücklichen Gegensatz zu Rom hochhält, wozu sie übrigens die Orthodoxie im Grunde schon gemacht hatte. Bei Luther war sie der religiöse Lebensvorgang selbst gewesen. Bei den Pietisten lebt das eigentlich wirksame religiöse Interesse in und von ganz andern Fragen: Welches sind die Kennzeichen der Bekehrung und Wiedergeburt? Welche Bedeutung haben die guten Werke? Inwiefern sind sie zum Glauben nötig? Was darf ein Bekehrter tun und genießen und was nicht? Muß ein Prediger bekehrt sein? Wie stellt man sich zu einem unbekehrten Prediger? Kann auch dessen Wort wirken oder nicht? Welcher Heiligungsgrad ist schon auf Erden erreichbar? Und schon bald gibt es „Perfektisten“, die christliche Vollkommenheit und Sündlosigkeit vereinerleien und sich Sündlosigkeit zuschreiben.

Man merkt leicht bei all der sittlichen Strenge auch die ebenfalls echt Spenersche peinliche und gesetzliche Enge dieser Denkart. Ein pedantisch ängstliches sittlich-religiöses „Pulsfühlen“ hält der behaupteten Seligkeit des Wieder-

geborenen merklich die Wage. Man wird „Präziſiſt", ſtellt präzis im einzelnen feſt, was der Chriſt tun darf und was nicht. Mißtrauiſch wird man mit Spener, ganz gegen Luthers weltfreudige Sittlichkeit, wider weltliche Vergnügungen, wie Theater, Tanz, Kartenſpiel, die von den hierin vernünftigeren Orthodoxen als „Adiaphora", als nur durch Mißbrauch ſchädigende „Mitteldinge" verteidigt werden. Manche Pietiſten verbieten ſogar das Tabakrauchen und Spazierengehen, verdammen die neue Mode des Manſchettentragens als weltliche Eitelkeit und die Perrücke als Lüge. Selbſt ein A. H. Francke trug daher keine Perrücke. Einzelne weltflüchtige, faſt mönchiſche Züge finden ſich ſchon bei Spener, der ſogar proteſtantiſche Klöſter wünſchte, mehr noch bei ſeinen Anhängern. Das einfach Natürliche wird als ungöttlich beargwohnt und ſoll unterdrückt, nicht ſittlich verarbeitet werden.

Doch findet ſolche unfreie Engherzigkeit ein ſtarkes Gegengewicht im Gefühl innerlicher religiöſer Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit von der Kirche als äußerer Einrichtung. Die Religion wird wirklich Privatſache, d. h. Herzensſache. Zwar betonen Spener und auch Francke noch ſtark die kirchliche Lehrverpflichtung und die dogmatiſche Geltung der Bekenntnisſchriften. Ihre Anhänger mit ihren z. T. mehr als abſonderlichen Anſchauungen entbinden ſich ganz von ſelber davon. Und eine Befreiungstat wars, als Speners Berliner Kollege und Jünger Kaspar Schade — zu des Meiſters bänglichem Grauſen — verwegen die Privatbeichte abſchaffte, die in der lutheriſchen Kirche noch als katholiſierendes Überbleibſel beſtand. Bis dahin mußte jeder Abendmahlsgaſt einzeln vorher ſich amtlich beim Pfarrer die Sündenvergebung zwar nicht erteilen, aber doch zuſprechen laſſen. Schade wollte nicht gegen ſein Gewiſſen Unbekehrte, die nur die äußere Form erfüllten, von Sünden losſprechen. Ein echt pietiſtiſcher Beweggrund! „Beichtſtuhl, Satansſtuhl, Feuerpfuhl!" war ſein aufreizendes Schlagwort. Aber in dem großen Zank hierüber rief eine Abordnung von 100 Berliner Bürgern behufs Abſchaffung des Beichtſtuhls die vom Kurfürſten zu ſchützende Gewiſſensfreiheit an, und

siehe, der Kurfürst gab wirklich den Beichtstuhl frei. Der bedeutete ja doch nur noch eine Verquickung von weltlicher und geistlicher Macht, und die Lossprechung in ihm war tatsächlich zur bloßen Ehrenerklärung über die Abendmahlsfähigkeit, d. h. — nach der Zeitauffassung — über die bürgerliche Anständigkeit des Beichtenden herabgesunken. Offenkundig reicht hier aber der Pietismus dem bürgerlichen Streben nach Freiheit von äußerem Kirchenzwang die Hand. Wenn er auch später die Privatbeichte wieder für seine Zwecke erbaulich nutzbar zu machen suchte, kam sie doch allmählich fast allenthalben ab.

Im kirchlichen Leben selbst hat Spener durch seinen Einfluß die durchschnittliche Pfarramtsführung vertieft. Anstatt sich mit der gottesdienstlichen Darbietung von „Wort und Sakrament" zu begnügen, empfand der gewissenhafte Pfarrer seit Spener die Pflicht auch individueller Seelsorge. Diese erstreckte sich insbesondere auf die Jugend. Speners Bemühungen auf diesem Gebiet, so steif und unbeholfen seine Versuche sich für uns heute auch ausnehmen, blieben nicht ohne heilsame Frucht. Und gleichviel, ob mehr elsässische oder hessische Einwirkungen auf Spener vorliegen, er ist es jedenfalls gewesen, dem die früher nur wenig bekannte, bedeutungsvolle Sitte der kirchlichen Konfirmation ihre allgemeine Verbreitung in Deutschland verdankt. Spener hat sich durch ihre Einführung ein bleibendes Denkmal im religiösen Leben gesetzt.

Laut gepriesen sei endlich, daß der Pietismus den Bekenntnisgegensatz zwischen Lutheranern und Reformierten abminderte. Er führte neue religiöse Lebensinteressen ein, lenkte dadurch die Gemüter von dem erbärmlichen dogmatischen Zank ab, ermöglichte erst dem Luthertum, starke praktisch-sittliche Anregungen aus der reformierten Kirche anzunehmen, lehrte beide Kirchen, über lächerlich kleine Lehrunterschiede hinwegzusehen, und legte den Grund zu ihrer Umbildung in bloße „Richtungen" des Protestantismus. Der Pietismus ist der Vater, die Aufklärung die Mutter der „Union" beider Kirchen geworden, die Hohenzollern wurden ihre Taufpaten.

5. August Hermann Francke.

Francke neben Spener, welch andersartige Gestalt! Tatkräftig, angreiferisch, scharf und schroff, ein Feind aller Vermittlung, in seinem Kreis eine herrscherische Persönlichkeit, rücksichtslos sich selbst vor Gott und andere vor sich niederwerfend. Ohne niedrigen Eigennutz und voll riesenstarken Gottvertrauens glüht er doch eigentlich mehr im Eifer für Christi objektive Sache, als in subjektiver Liebe zu den Menschen. In seiner gemütsarmen Einseitigkeit ebenso bewunderungs- wie unliebenswürdig, zeigt er dicht neben großartigen auch geradezu abstoßende Charakterzüge. Alles bei ihm ist ins Übertriebene, oft sogar ins Gezwungene hinein gesteigert. Kleine Maßstäbe und mittlere Prädikate versagen. Unverträglich, wo er nicht herrschen kann, unversöhnlich wider seine Gegner bis übers Grab hinaus, baut er doch, wo er herrscht, wirklich ein Stück Gottesreich, aber freilich in Gestalt einer von ihm äußerlich und geistig ganz beherrschten Anstalt; und weil er als folgerichtiger Pietist nicht Hierarch werden kann, wird er Pädagoge und Organisator.

Geboren ist er am 22. März 1663 zu Lübeck. Hoch begabt, bezog er schon 16jährig die Universität zu Erfurt, dann zu Kiel und nach kurzem Hamburger Privatstudium die zu Leipzig. Er errang dort 1685 die Magisterwürde und wurde Mittelpunkt eines selbstgegründeten blühenden Collegium philobiblicum, eines zunächst rein wissenschaftlichen Magisterkränzchens für biblische Auslegung. Die Bibelerklärung lag ja sehr darnieder, da die Dogmatik alles beherrschte. Ein Professor Alberti übernahm das Direktorium und stellte die Räumlichkeiten. Durch Franckes Freund Paul Anton hörte Spener von dem Collegium, und man folgte seinem Rat, es mehr praktisch erbaulich zu gestalten. Doch ist von pietistischer Färbung noch keine Rede, und nach Antons und Franckes Weggang von Leipzig 1687 sank sofort die Teilnahme sehr.

Und nun habe Francke selbst das Wort zur Schilderung seiner Bekehrung. Ich kürze nur die Breiten seines Berichts. Bemerkt sei — vielleicht nicht unnötig — daß

seine Beurteilung des Vorgangs etwas einseitig, daß sie selbst pietistisch ist.

„Demnach kann ich anders nicht sagen, als daß ich wohl 24 Jahre nicht viel besser gewesen als ein unfruchtbarer Baum, der zwar viel Laub, aber mehrenteils faule Früchte getragen. Die Sorge für das Zukünftige, Ehrsucht, Begierde, alles zu wissen, Gesuch menschlicher Gunst und Freundschaft und andere dergleichen aus der Weltliebe fließende Laster, insonderheit aber der immer heimlich nagende Wurm eines bösen Gewissens, daß ich nicht in einem rechten Zustand wäre, trieben mein Herz als ein ungestümes Meer bald auf die eine, bald auf die andere Seite, obzwar solches sich öfters gleichsam versteckte, daß ichs in äußerlicher Fröhlichkeit oft andern zuvortat. In solchem Zustande habe ich die meiste Zeit in Leipzig zugebracht, und kann mich bis Anno 1687 nicht erinnern, daß ich eine recht ernstliche und gründliche Besserung vorgenommen hätte. Aber gegen das 24. Jahr meines Alters fing ich an in mich zu schlagen, meinen elenden Zustand tiefer zu erkennen und mit größerem Ernst mich zu sehnen, daß meine Seele davon möchte befreit werden; aber die alte Gewohnheit brachte so vielfältige Übereilungen in Worten und Werken, daß ich daher sehr geängstet war. Gott fügte es, daß ich Leipzig verlassen mußte, indem er meines Vetters D. Gloxini Herz dahin gelenket, daß er mir das stipendium Schabbelianum wieder reichte, und weil er mit allem Ernst verlangte, daß ich das studium exegeticum für allen Dingen prosequieren sollte, mir nach Lüneburg zu reisen auftrug und daselbst mich Herrn Sandhagens, damals Superintendentis zu Lüneburg, Information in solchem studio mich zu bedienen. Dahin reisete ich also um Michaelis 1687 und zwar mit desto größerer Freudigkeit, weil ich hoffete, durch solchen Weg mich meines Hauptzwecks, nämlich ein rechtschaffener Christ zu werden, völliger zu versichern. Hier waren die äußerlichen Hindernisse vom lieben Gott gleichsam auf einmal weggenommen. Ich hatte mein Stübchen allein, darinnen ich nicht verunruhigt oder von jemanden in guten Gedanken gestöret ward, dazu speisete ich bei christlichen und gottseligen Leuten. Ich war kaum

hinkommen, so ward ich, um eine Predigt in der Johanniskirche daselbst abzulegen, angesprochen, und zwar eine geraume Zeit vorher, ehe die Predigt sollte abgeleget werden. Nun war doch bereits mein Gemüt in solchem Stande, daß ich nicht auf die bloße Übung im Predigen, sondern fürnämlich die Erbauung der Zuhörer abzielete. Indem ich nun darauf bedacht war, geriet ich über den Text: Dieses ist geschrieben, daß ihr gläubet, Jesus sei Christ, und daß ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen, Joh. XX, 31. Bei diesem Texte gedachte ich sonderlich Gelegenheit zu nehmen, von einem wahren lebendigen Glauben zu handeln, und wie solcher von einem bloßen menschlichen und eingebildeten Wahnglauben unterschieden sei. Indem ich nun mit allem Ernst hierauf bedacht war, kam mir zu Gemüt, daß ich selbst einen solchen Glauben, wie ich ihn erfordern würde in der Predigt, bei mir nicht fände. Ich kam also von der Meditation der Predigt ab und fand genug mit mir selbst zu tun. Denn solches, nämlich daß ich noch keinen wahren Glauben hätte, kam mir immer tiefer zu Herzen. Ich wollte mich hiermit und damit aufrichten und gleichsam die traurigen Gedanken damit verjagen, aber es wollte nichts hinlänglich sein. Ich war bishero nur gewohnt, meine Vernunft mit guten Gründen zu überzeugen, weil ich im Herzen von dem neuen Wesen des Geistes wenig erfahren hatte. Darum meinte ich auch durch solchen Weg zu helfen, aber jemehr ich mir helfen wollte, je tiefer stürzte ich mich in Unruhe und Zweifel. Ich meinte, an die Heilige Schrift würde ich mich doch halten, aber bald kam mir in den Sinn, wer weiß, ob auch die Heilige Schrift Gottes Wort ist, die Türken geben ihren Alkoran und die Juden ihren Talmud auch dafür aus, wer will nun sagen, wer recht habe? Solches nahm immer mehr die Überhand, bis endlich von dem allen, was ich mein Leben lang, insonderheit aber in dem über acht Jahre getriebenen studio theologico von Gott und seinem geoffenbarten Wesen und Willen gelernt, nicht das geringste mehr übrig war, das ich von Herzen geglaubt hätte. Denn ich glaubte auch keinen Gott im Himmel mehr. Bei solcher wirklichen Verleugnung Gottes, welche

in meinem Herzen war, kam mir dennoch mein ganzes Leben vor Augen, als einem, der auf einem hohen Turm die ganze Stadt übersiehet. Erstlich konnte ich gleichsam die Sünden zählen, aber bald öffnete sich auch die Hauptquelle, nämlich der Unglaube oder bloße Wahnglaube, damit ich mich selbst so lange betrogen. Und da ward mir mein ganzes Leben und alles, was ich getan, geredet und gedacht hatte, als Sünde und ein großer Greuel für Gott fürgestellet. Das Herz war hart beängstiget, daß es den zum Freunde hatte, welchen es doch verleugnete und nicht glauben konnte. Dieser Jammer pressete mir viel Thränen aus den Augen, dazu ich sonst nicht geneiget bin. Bald saß ich an einem Ort und weinete, bald ging ich in großem Unmut hin und wieder, bald fiel ich nieder auf meine Kniee und rufte den an, den ich doch nicht kannte. Doch sagte ich, wenn ein Gott wahrhaftig wäre, so möchte er sich mein erbarmen. Und solches trieb ich oft und vielfältig. Wenn ich bei Leuten war, verstellete ich mein innerliches Elend, so gut ich immer konnte. In solcher großen Angst legte ich mich nochmals an erwähntem Sonntagabend nieder auf meine Kniee, und rief an den Gott, den ich noch nicht kannte, noch glaubte, um Rettung aus solchem elenden Zustande, wenn anders wahrhaftig ein Gott wäre. Da erhörete mich der Herr, der lebendige Gott, von seinem heiligen Throne, da ich noch auf meinen Knieen lag. So groß war seine Vaterliebe, daß er mir nicht nur nach und nach solchen Zweifel und Unruhe des Herzens wieder benehmen wollte, daran mir wohl hätte genügen können, sondern damit ich desto mehr überzeugt würde und meiner verirreten Vernunft ein Zaum angelegt würde, gegen seine Kraft und Treue nichts einzuwenden, so erhörete er mich plötzlich. Denn wie man eine Hand umwendet, so war alle mein Zweifel hinweg, ich war versichert in meinem Herzen der Gnade Gottes in Christo Jesu, ich konnte Gott nicht allein Gott, sondern meinen Vater nennen, alle Traurigkeit und Unruhe des Herzens ward auf einmal weggenommen, hingegen ward ich als mit einem Strom der Freuden plötzlich überschüttet, daß ich aus vollem Mut Gott lobete und preisete, der mir

solche große Gnade erzeiget hatte. Ich stand ganz anders gesinnet auf, als ich mich niedergeleget hatte. Denn mit großem Kummer und Zweifel hatte ich meine Kniee gebogen, aber mit unaussprechlicher Freude und großer Gewißheit stand ich wieder auf. Da ich mich niederlegete, glaubte ich nicht, daß ein Gott wäre, da ich aufstand, hätte ichs wohl ohne Furcht und Zweifel mit Vergießung meines Bluts bekräftiget. Ich begab mich darauf zu Bette, aber ich konnte für großen Freuden nicht schlafen, und wenn sich die Augen etwa ein wenig geschlossen, erwachte ich bald wieder und fing aufs neue an, den lebendigen Gott, der sich meiner Seele zu erkennen gegeben, zu loben und zu preisen. Meine Vernunft stand nun gleichsam von ferne, der Sieg war ihr aus den Händen gerissen, denn die Kraft Gottes hatte sie dem Glauben untertänig gemacht. Von der Zeit an hat es mit meinem Christentum einen Bestand gehabt; und von da an ist mir's leicht geworden, zu verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste, und züchtig, gerecht und gottselig zu leben in dieser Welt; von da an habe ich mich beständig zu Gott gehalten, Beförderung, Ehre und Ansehen für der Welt, Reichtum und gute Tage und äußerliche weltliche Ergötzlichkeit für nichts geachtet; und da ich mir vorher einen Götzen aus der Gelehrsamkeit gemachet, sah ich nun, daß Glaube wie ein Senfkorn mehr gelte als hundert Säcke voll Gelehrsamkeit, und daß alle zu den Füßen Gamaliels erlernete Wissenschaft als Dreck zu achten sei gegen die überschwängliche Erkenntnis Jesu Christi unsers Herrn."

So viel aus dem Bericht. Ich stehe nicht an, trotz der besonders am Schluß hervortretenden Einseitigkeiten dieses Erlebnis mit Francke selbst als echte Wirkung göttlicher Gnade aufzufassen. Ein so einheitlicher und energischer Charakter konnte es dauernd nicht ertragen, daß sein — freilich nur verstandesmäßig angeeignetes — biblisches Lebensideal mit seinem wirklichen Seelenzustand so sehr auseinanderklaffte. Die mächtige angesammelte Spannung seines Innern löste sich im Bußkrampf plötzlicher Richtungsänderung biblischem Ideal gemäß und — über biblische Ideale hinaus.

Oft schon fand man eine Aehnlichkeit zwischen Franckes Bekehrung und Luthers Umwandlung im Erfurter Augustinerkloster. Ich sehe mehr die Unterschiede. Luther entwindet sich dem Druck jener unnatürlichen Klosterfrömmigkeit, in welcher mönchische Selbstpeinigung und finstere Gesetzlichkeit das Schuldgefühl seines zarten Gewissens ins Maßlose steigerten. Davon erlöst ihn rein religiös die innerliche Glaubenserhebung zu dem in Christo gnädigen Gott. Solcher Glaube entfesselt aber Luthers sittliche Kräfte. Langsamsicher entwickelt er sich in eine Sittlichkeit hinein, die, göttlich frei und aller Dinge Herr im Glauben, der äußeren Gesetzesvorschrift entraten kann. Aber in der Liebe, die den Christenmenschen zu jedermanns Knecht macht, gewinnt er für diese neue Sittlichkeit einen vollwichtigen, welt- und kulturfreudigen Inhalt, ja ein Lebensideal, dem gegenüber jeder mönchische Heiligenschein verblaßt und alles weltflüchtige Wesen nur krankhaft erscheint. Francke dagegen empfindet tief den Gegensatz seines bisher selbstsüchtig-weltfrohen Wesens zu dem ernsten Inhalt seiner Studien. Dies bringt ihn zu plötzlicher, sittlich-religiöser Umwandlung, die jedoch auf eine mindestens teilweise gesetzliche und weltflüchtige Lebensauffassung hinsteuert. Auch ist er weit weniger als Luther ein religiöser Urmensch. Er tritt nur in die schon vorhandene pietistische Bewegung ein. Ihr Einfluß auf die Art seiner Bekehrung und auf sein neues Lebensideal ist unverkennbar.

Das wußte er auch. Nach kurzem — zum erstenmal der Pädagogik gewidmetem — Hamburger Aufenthalt suchte er 1689 sofort Spener in Dresden auf und genoß zwei Monate lang dessen Gastfreundschaft, empfing auch später bei nochmaligem längerem Besuch starke Anregungen von ihm. Von Dresden kehrte er nach Leipzig zurück, „pietate totus ardens“, ganz brennend vor Frömmigkeit, wie Spener über ihn schrieb.

Sofort hielt er in Leipzig biblische Vorlesungen, und bei seiner lebendigen Rednerkraft mit erstaunlichem Erfolge. Die bisher fast allein besuchten dogmatischen und metaphysischen Vorlesungen verödeten wie mit einem Schlag. Er wurde Mode. Ein Student verbrannte so-

gar mit offener Kundgebung seine Hefte über Metaphysik als unnützen Quark. Auch sein halb eingeschlafenes Collegium philobiblicum kam bald wieder in Schwung. Schade und Anton konnten Nebenkollegien gründen. Eine starke religiöse Bewegung faßte die Studentenschaft. Anstatt zusammenhangslose Bibelstellen für eine geistesdürre Dogmatik und Streittheologie spitzfindig auszuschlachten, führte Francke die Lernbegierigen in den Zusammenhang und Geist der Bibel ein. Auch die Bürger wurden ergriffen. Sie gingen besonders zu Schade ins Kolleg, der deutsch las, und eine Reihe Konventikel entstanden. Am mächtigsten aber gährte der Geist der neuen Art in der akademischen Jugend. Freilich fehlten Auswüchse nicht. Das zur Schau getragene äußere Benehmen wurde stark „pietistisch", wirklich kopfhängerisch. Der dadurch herausgeforderte Spott der Gegner griff hier überhaupt zuerst das schon länger erfundene Stichwort „Pietismus" (= Frömmelei) auf und hängte es der neuen Bewegung als Sektennamen an. Francke war nicht ohne Schuld daran. Er gab damals eine Art von pietistischem Knigge heraus: „XXX Reglen zur Bewahrung des Gewissens und guter Ordnung in der Konversation oder Gesellschaft". Hier stellt er ziemlich wahllos äußere Anstandsregeln und sittlich-religiöse Grundsätze nebeneinander, warnt dabei aber besonders eindringlich vor „Spielen, kurzweiligen Actiones, Tanzen, Springen" und vor „unnützem Lachen". Man stelle sich diese Jugend vor mit der ganzen begeisterten Uebertreibungsfähigkeit ihres Alters! Sofort verband sich in der Leipziger Professorenschaft kollegialer Neid mit dogmatischem Argwohn. Namentlich auf Betreiben des wütenden Orthodoxen Carpzov wurde von Dresden aus ein Untersuchungsverfahren wider die Pietisten eingeleitet. Der freisinnige Jurist Thomasius nahm sich zwar ihrer an, und auch Francke selbst verteidigte sich lebhaft. Doch umsonst. Ohne Nachweis einer Irrlehre wurden ihm seine Vorlesungen, Bürgern und Studenten die Konventikel untersagt. Alberti entzog dem Collegium philobiblicum die Räumlichkeit, womit es erlosch. Zugleich gingen von der theologischen Fakultät,

besonders von Carpzov, schwere schriftliche Verdächtigungen Franckes und der Pietisten in die Welt.

Die Wirkung zeigte sich bald. Francke beschloß nach diesen akademischen Erfahrungen den Uebertritt ins praktische Amt. Er wurde 1690 – nicht ohne starkes Widerstreben der orthodoxen Geistlichkeit – als Pfarrer an die Augustinergemeinde zu Erfurt berufen. Auch las er an der Universität dort. Sofort führt er rücksichtslos und mit starkem Erfolg das unruhige Konventikelwesen ein. Der Senior der Geistlichkeit, D. Breithaupt, war zwar pietistenfreundlich. Aber auch hier ging kollegialer Neid mit dem dogmatischen Widerwillen Hand in Hand, den Carpzov von Leipzig aus nährte. Nach einem unerhört willkürlichen Disziplinarverfahren wurde Francke Herbst 1691 auf Betreiben des von der Geistlichkeit gegängelten Magistrats abgesetzt. Er mußte Erfurt „bei Vermeidung unausbleiblichen Schimpfs“ binnen 2 Tagen verlassen. Auch Breithaupt wurde zum Abgang gezwungen. Durch das Märtyrerbewußtsein nur gehoben, reiste Francke über Gotha nach Berlin zu Spener, der selbigen Jahrs von Dresden dorthin gegangen war.

Nun schwebten gerade die Arbeiten zur Gründung der Universität Halle. Spener besorgte sofort für Breithaupt eine theologische Professur dort, für Francke dagegen die Pfarrstelle in der hallischen Vorstadt Glaucha und zugleich eine Professur der griechischen und orientalischen Sprachen. Francke hat freilich bloß Altes und Neues Testament mit erbaulicher Tendenz gelesen und setzte dies nach seiner späteren Ernennung zum Theologieprofessor nur fort. Alle Lehrstühle der Fakultät wurden bald mit Pietisten besetzt, die sich vor Francke beugten und bedingungslos für ihn eintraten. Als seine Mitarbeiter ragten hervor außer Breithaupt sein Leipziger Freund Paul Anton und später der zankſüchtige und tintenströmende Wirrkopf Joachim Lange, sowie der Orientalist Joh. Heinr. Michaelis. Francke trieb kräftig seine Gemeindearbeit, aber wiederum auch rücksichtslos seine pietistische Wühlerei, Konventikelgründung u. s. w. Er verwickelte sich natürlich in viele, hier nicht näher zu schildernde Streitigkeiten, sowohl in örtliche mit der ohnehin durch Carpzov

aufgereizten halliſchen Geiſtlichkeit, als auch in ſchriftſtelleriſche mit auswärtigen Gegnern. An gehäſſiger Schärfe gaben die halliſchen Streiter einander nichts nach. Francke ſpielte mehr die Angreiferrolle und ſchalt die Halliſchen Pfarrer Phariſäer und falſche Propheten; dieſe bezichtigten ihn der Sektiererei und dogmatiſcher Irrlehren. Sogar Spener, erſchrocken über die Leidenſchaft der Kämpfer, meinte „mildernd", Francke hätte ſeine Gegner höchſtens Mietlinge nennen dürfen. Als Franckes Hauptgegner, der Superintendent Olearius, mitten im Streit plötzlich ſtarb, ſchrieb Francke kalt an Spener als ſein Hauptgefühl nur: durch dieſen Tod könne „die Sache nun ſchon ein groß Loch gewinnen". Ausſchlaggebend war bei allem, daß Francke mit Spener in Berlin bei Hofe beliebt war. So brachten die eingeſetzten Unterſuchungskommiſſionen den äußeren Sieg ſtets auf ſeine Seite. Er wurde nach völligem Durchdringen ſeiner Richtung 1705 ſogar in Halle ſelbſt zum Pfarrer an St. Ulrich gewählt. Unter ſeinen ſchriftſtelleriſchen Beſtreitern erwuchs dem Pietismus übrigens in Valentin Ernſt Löſcher zum erſtenmal ein geiſtig und ſittlich ebenbürtiger Gegner. Doch war die Zeit der orthodoxen Alleinherrſchaft endgültig dahin.

Francke vermählte ſich 1694 mit einem für ihn ſchwärmenden pietiſtiſchen Adelsfräulein Anna Magdalena v. Wurm auf Grund vorangegangenen ſeelſorgerlichen Briefwechſels. Der Brief, in dem ſie ſeine Werbung erhört, iſt noch erhalten und ſehr kennzeichnend für die pietiſtiſche Art, alle Angelegenheiten auch bei kühlſter Einzelüberlegung unter einem Schwall verſtiegener und oft ſüßlicher religiöſer Wendungen zu behandeln. Kanaansſprache! Francke ſelbſt ſchreibt übrigens menſchlicher. Die Ehe war im ganzen glücklich. Sein Sohn folgte ihm als Leiter ſeiner Anſtalten. Seine Tochter vermählte ſich mit J. A. Freylinghauſen, den Spener ihm zur Amtserleichterung als Adjunkten verſchafft hatte.

Franckes Hauptbedeutung nicht nur für den Pietismus, ſondern auch für die kirchliche Geſamtentwicklung liegt aber in der Gründung ſeiner Anſtalten. Ihre Anfänge ſchildert er breit in „Segensvolle Fußſtapfen des noch lebenden und waltenden liebreichen und getreuen

Gottes, entdeckt durch eine wahrhafte und umständliche Nachricht von dem Waisenhause und übrigen Anstalten zu Glaucha vor Halle“ (1701). Bekannt ist, wie er schon 1694 die Armenpflege begann, wie er ein ihm 1695 gestiftetes „ehrlich Kapital“ von 4 Tlr. 16 Groschen dazu benutzte, eine Armenschule für das in Unwissenheit verlotterte Volk zu gründen; wie ihm allmählich mit dem Wachsen des Werks immer größere Gelder zuflossen; wie oft auf seine besondern Gebete hin ihm in Geldverlegenheiten gerade die benötigten Summen geschenkt wurden. Sein Gottvertrauen war in der Tat heldenhaft. Er stellt daher die Anstalt als das Werk der eigens für seine Sache eintretenden und seine Gebete übernatürlich erhörenden Vorsehung hin. Dabei vergißt er freilich, wie schon seine orthodoxen Gegner ihm vorhalten, die „natürlichen“ Mittel hierzu, nämlich die mächtige Reklame, die, nicht ohne sein Zutun, in den pietistischen Kreisen für ihn getrieben wurde, und er unterschätzt die Berliner Hofgunst, die für die nützlichen Anstalten eintrat, große Vorrechte spendete und die Teilnahme allgemein wachrief. Ueberhaupt vermißt man oft bei Francke, so eifrig er auch stets Gott dankt, das einfache Gefühl menschlicher Dankbarkeit gegen Menschen. Man denkt unwillkürlich an gewisse heutige, streng pietistische, sogen. Glaubensmissionen oder -anstalten, die viel Aufhebens und Rühmens davon machen, daß sie nicht betteln, sondern allein auf Gottes Hilfe bauen; zugleich aber wird unter der Hand dafür gesorgt, daß in alle interessierten Gemeinschaften die Losung ausgeht, alle Gaben möglichst nur ihnen zuzuwenden — ein Verfahren, in dem offenkundig ein gut Stück Selbstbetrug, wenn nicht gar Heuchelei steckt.

Trotzdem sind die wirklichen „Fußstapfen Gottes“ nicht zu verkennen in dem Segen, der Franckes ungeheure Tat- und Arbeitskraft geleitete. Die Passivität, mit der auch er gelegentlich besondere Fingerzeichen Gottes und Orakel abwartet, ist bei ihm nicht wie bei Spener Unentschlossenheit, sondern nur pietistische Mode, wenn auch überzeugt mitgemachte. In Wirklichkeit faßt er stets mit dem Feldherrnblick des geborenen Organisators die Gelegenheit beim Schopf, wo irgend ein Bedürfnis

seinem Tatendrang entgegenkommt. Von der Armenschule gings noch selbigen Jahrs zur Einrichtung eines Pädagogiums für Kinder von Standespersonen, zur Unterstützung armer Studenten, zur Waisenpflege und zum Ankauf eines Waisenhauses, 1696 zur Gründung des Studentenfreitisches. Aus diesem erwuchs bald das Seminarium praeceptorum (Lehrerseminar), das ihm billige, wenn auch oft wechselnde Lehrkräfte lieferte. 1697 gründete er die lateinische Schule, parallel mit dem Pädagogium, für bürgerliche Kinder. Er hatte 1698 schon 101 Waisen und 70 Freitischstudenten zu versorgen und baute an der angekauften günstigen Stelle des früheren Wirtshauses „zum güldenen Adler" das heute noch stehende Waisenhaus, das als zierende Inschrift Jesaia 40, 31 trägt. Es wurde 1700 bezogen und mit Volksschulen für Knaben und Mädchen verbunden. Gelegentlich einer Reise nach Berlin erhielt er für die Anstalt vom Kurfürsten eine Menge besonderer Rechte, die der König 1701 erneuerte. Zugleich wurde er Professor der Theologie mit 200 Tlr. Gehalt — damals viel Geld — und durch Beziehungen zu dem Philosophen Leibniz auswärtiges Mitglied der Societät der Wissenschaften zu Berlin. Ein 1701 gegründetes Gynäceum (Pensionat für adelige Mädchen) mußte er freilich schon 1705 aufgeben. Auch das 1702 mit weitausschauenden, besonders missionarischen Plänen gegründete Collegium orientale, an welchem sogar zwei Araber und fünf Griechen ihre Sprachen lehrten, ging schon 1713 wieder ein. Doch erwuchs als seine Frucht wenigstens nachträglich noch 1720 eine treffliche Ausgabe der hebräischen Bibel. 1702 wurde der „extraordinäre Freitisch", 1704 das „Frauenzimmerstift" für adelige Personen, 1707 das Seminarium selectum praeceptorum (Höheres Lehrerseminar) gegründet. Und 1712 erschien, ein Wunder damals, für 2 Groschen käuflich in den Anstalten eine Ausgabe des Neuen Testaments; Francke hatte sich 1710 mit dem pietistischen Freiherrn v. Canstein zur Begründung der sog. Cansteinschen Bibelanstalt verbunden, die noch heute besteht. Alle Bauten, Um- und Zubauten Franckes hier aufzuzählen, hat keinen Zweck. In seinem Todesjahr unterrichteten in seinen Anstalten 162 Lehrer und 8 Leh-

rerinnen nebst 8 Inspektoren im ganzen 2200 Kinder, darunter 134 Waisen. Den Freitisch genossen 250 Studenten. Welch riesenhafte Arbeitskraft des Mannes, den zugleich Pfarramt, Professur, örtliche und schriftstellerische Streitigkeiten, ein mächtiger Briefwechsel und eine fruchtbare erbauliche und theologische Schriftstellerei in Anspruch nahmen!

Besonders zu erwähnen ist aber noch die Begründung der sog. „dänisch-hallischen Mission". Die lutherische Orthodoxie hatte die Missionspflicht der Christenheit durchweg abgelehnt, die Wittenberger Fakultät 1651 sogar in einem öffentlichen Gutachten, obwohl der Helmstädter Theologe Calixt seit 1629 und der Freiherr Justinianus v. Welz seit 1663 für diese Sache Stimmung zu machen suchten.

Vor Zeiten hieß es wohl: Geht hin in alle Welt,
Jetzt aber: Bleib allda, wohin dich Gott bestellt.

Mit der tiefsinnigen, auch heute noch nicht verschollenen Philisterweisheit dieses Reims schloß der Hamburger orthodoxe Pfarrer Erdmann Neumeister (Dichter des Liedes: Jesus nimmt die Sünder an) eine besondere Predigt gegen die Mission. Er faßte eigentlich damit alle Gründe der Orthodoxie gegen die Mission zusammen. Spener dagegen erhob schon in einer Himmelfahrtspredigt 1672 seine Stimme für sie, und viel Aufsehen machten gegen Ende des Jahrhunderts die phantastischen Pläne des Philosophen Leibniz zur Christianisierung Chinas. Durch besondere Verhältnisse bewogen, warf sich nun 1705 König Friedrich IV. von Dänemark auf die Mission, suchte durch seinen Hofprediger Lütkens in Deutschland Missionare für den Tamulenstamm in seiner ostindischen Kolonie Trankebar und erhielt sie endlich durch Franckes Vermittelung. Francke wirkte begeistert in Deutschland für die Sache, lieferte Geld und tüchtige Missionare, ließ 1711 das Neue Testament in der Tamilsprache drucken und sandte 1713 sogar eine eigene Druckerei mit tamulischen Lettern nach Trankebar. Zwar gab er wegen Ueberlastung im gleichen Jahr noch die äußere Leitung an Professor Michaelis ab, blieb aber doch die Seele des Werks. Nicht der grübelnde „deutsche Philosoph", sondern der pietistische Willens- und Tatenmensch ist Vater der deutschen Missionsbewegung geworden. Sie

wurde damit leider in Deutschland – im durchgreifenden Gegensatz zu dem weitsichtigeren England – für zahllose beschränkte Missionsfreunde wie -gegner beinahe zwei Jahrhunderte lang eine pietistische Parteisache und erholt sich erst jetzt von dieser Entwicklungsstufe. Die dänisch-hallische Mission ging nach glänzenden Erfolgen (durch den Erstlingsmissionar Ziegenbalg, Franckes Schüler; später durch den hochbegabten Schwartz) erst 1825 an Altersschwäche ein.

Francke pflegte weitreichende Verbindungen namentlich mit dem deutschen Adel und verstand sie trefflich für seine Anstalten und Parteizwecke auszunutzen. Eine Erholungsreise 1717 nach Süddeutschland wurde in Wirklichkeit zur Agitationsfahrt und, weil schon eine pietistenfreundliche Gesamtstimmung eingetreten war, zum Triumphzug von Ort zu Ort. Auf der Rückkehr bewog er in Weida den katholisch gewordenen Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz zur Änderung seiner Ansichten, so daß er später zur evangelischen Kirche zurückkehrte.

Besonders nutzte Francke die Gunst König Friedrich Wilhelms I. von Preußen für sich und zum Schaden seiner Gegner aus, und zwar nicht nur gegen die Orthodoxen, sondern auch gegen die allmählich erwachsenden Vertreter der Aufklärung. Schon 1702 veranlaßte er die theologische Fakultät, bei König Friedrich I. gegen den freisinnigen Juristen Thomasius, Franckes einstigen Verteidiger im Leipziger Streit, der sich aber nicht vor ihm duckte, ein Verbot von dessen zugleich gehaltenen theologischen Vorlesungen zu erwirken. Dabei hatte Francke, obschon Professor der orientalischen Sprachen, doch ebenfalls nur Theologie gelesen. Der Gegensatz zu Thomasius verschärfte sich dadurch, daß Francke dessen Gattin aufs engherzigste wegen übertriebenen Kleiderputzes als unbekehrt vom hl. Abendmahl zurückwies. Auch 1713 spielte er dem Kollegen, der freilich nicht ohne Leichtfertigkeit eine Disputation über das Recht des Konkubinats gehalten hatte, eine ärgerliche, in der Folge zwar wirkungslose Hofkabale bei Friedrich Wilhelm I.

Franckes stete Zwischenträger bei Hof waren ein Baron v. Löben und ein General v. Natzmer. Nun war der

derbfromme, aber eigentlich mehr für lange Kerle, Geld und Parforcejagden begeisterte Soldatenkönig alles andere eher als Pietist. Die mehr als kräftigen Witze der „Generals“ in seinem Tabakskollegium lagen ihm näher als alle collegia pietatis. Nur als alternder, kränklicher und verdrießlicher Mann zeigte er gelegentlich pietistische Neigungen. Als Kronprinz konnte er sogar Francke nicht leiden. Aber bei einem Besuch der Anstalten 1713 machte der materielle Riesenbetrieb Eindruck auf seinen wirtschaftlichen Sinn; die stramm geregelte Frömmigkeitsordnung hatte wenigstens etwas Militärisches; als Professor zog Francke viele Studenten nach Halle und damit Geld ins Land, und sein bei aller Gewandtheit doch handfester Freimut gefiel dem gekrönten Todfeind aller gezierten Umschweife. Seitdem war Francke sein erklärter Günstling.

Nun wirkte seit 1706 Leibnizens Schüler, der Mathematiker Christian Wolff in Halle, las aber seit 1709 mit bedeutendem Erfolg auch über Metaphysik, Logik und Moral. Seine „mathematische“ Beweismethode wollte auch die Elemente der Religion, die damals sogenannte natürliche Theologie, wie Dasein Gottes, Vorsehung u. ä. wissenschaftlich erweisen. Freilich wich er mit seinem Vernunftglauben sehr von dem orthodoxen Satzungs- wie von dem pietistischen Gefühls- und Tatglauben ab. Nun hat ja der Pietismus überhaupt keine philosophische Ader. Aber das philosophische Bedürfnis läßt sich nun einmal weder totschlagen noch bloß mit erbaulicher Bibelbetrachtung stillen. Die aristotelische Scholastik war aber gerade durch die Pietisten erschüttert worden. Was Wunder, daß die akademische Jugend mit ihrer feinen Witterung für die Kräfte einer neuen Geistesära genau so, wie sie einst für Francke geschwärmt, nunmehr die Pietisten allmählich verließ und scharenweise dem Aufklärer Wolff zuströmte! Schon 1721 erfolgte der erste Zusammenstoß mit der Eifersucht der theologischen Fakultät, besonders Joachim Langes. Als aber Wolff mittelst seines starken Berliner Einflusses 1723 auch noch die Ernennung seines Schülers Thümmig zum hallischen Professor durchsetzte, denunzierte ihn Francke in einem ausführlichen Memorial unmittelbar beim König als Atheisten und Fatalisten. Die pietistischen Ränkespin-

ner bei Hofe mußten zugleich den ungebildeten König bei seiner Schwäche fassen und ihm Wolffs Lehre als gefährlich für die militärische Disziplin darstellen, weil durch sie jeder Deserteur sich auf Gottes Vorherbestimmung berufen könnte. Wolff hatte nämlich Leibnizens Lehre von der durch Gott prästabilierten (vorherbestimmten) Harmonie des Weltalls zu einer Art Determinismus (Lehre von der Notwendigkeit alles Geschehens) gestaltet, der die Welt als ein von Gott geschaffenes und nach seinen festen Gesetzen ablaufendes Uhrwerk auffaßte. Und so erfolgte mit einem gnädigen Handschreiben an Francke zugleich unterm 3. November 1723 jener berüchtigte und später vom König selbst tief bereute Befehl, Wolff habe bei Strafe des Stranges binnen 48 Stunden Preußen zu verlassen. Während Lange wenigstens vor Schreck und Gewissensbissen drei Tage lang Schlaf und Eßlust verlor, strich Francke kalt und fanatisch seinen Erfolg wieder als Gebetserhörung heraus: ein dunkler Fleck auf seinem Ehrenschild! Der einst Verfolgte war selbst Verfolger geworden. Friedrich der Große machte gleich nach seiner Thronbesteigung 1740 seines Vaters Unrecht durch besonders ehrenvolle Zurückberufung Wolffs von Marburg nach Halle wieder gut.

Francke überlebte seinen Ruhm als akademischer Lehrer. Seine Anstalten wuchsen und blühten fort. Seit 1725 trug er ein quälendes Blasenleiden mit glaubensfester Geduld. Er entschlief am 8. Juni 1727.

6. Das „Hallische Christentum".

Eigentümlich hat sich durch Francke der hallische Pietismus in praktischer Frömmigkeit, Theologie und Pädagogik ausgeprägt. Spener hatte die religiöse Individualität, auch bei Francke selbst, entfesselt, indem er sie vom Druck eines starren Dogmatismus entlastete und zur Selbsttätigkeit aufrief. Dagegen preßt Franckes pietistisches Übermenschentum, soweit seine Herrschaft geht, alles in die

Form seiner persönlichen Art hinein. Die schon bei Spener geschilderte Art des Gemeinschaftenchristentums findet sich demnach in den Franckeschen Kreisen verschärft wieder, gesuchte Strenge der Lebenshaltung, ängstliche Gesetzlichkeit, schroffes Aburteilen über Welt und Orthodoxie. Insbesondere wird nach dem Vorbild von Franckes Bekehrung die Forderung allgemein, man müsse ein bestimmtes Datum der eignen Wiedergeburt angeben können. Wer das nicht kann, ist kein Christ. Infolgedessen wird von einzelnen Fanatikern sogar Speners Bekehrung angezweifelt. Zugleich aber steigt mächtig der Unternehmungsgeist und die Opferwilligkeit für christliche Gründungen. Bis ins tiefste Rußland hinein reichen die Segensspuren. Der Beginn der Mission wurde schon erwähnt. Aber auch eine ganze Reihe Anstalten erwachsen anderwärts nach hallischem Muster. Francke hat hier freilich das dankbarste Arbeitsfeld des Pietismus überhaupt in Angriff genommen. Heute noch ist Anstaltsgründung und -betrieb die Stärke des Pietismus. Tatsächlich ist es der ganz eigentümliche Anstalts- und Internatsgeist, der am leichtesten sich mit ihm vermählt. Er begünstigt die Durchführung der pietistischen Ideale durch das enge, allerdings auch den Gesichtskreis verengende Zusammenleben vieler nach einer festen Hausordnung, die alles, auch das Kleinste regelt. Die Ähnlichkeit mit dem Klosterwesen liegt ja auf der Hand, nicht minder aber mit dem Kasernenleben, darum übertreibe man jenen Vergleich nicht. Denn dem pietistischen Anstaltsbetrieb fehlt bei allem Erbauungseifer doch der Zug der Beschaulichkeit. Das Weilen in der Anstalt ist nicht Selbstzweck wie das Klosterleben, bedeutet nicht endgültige Zurückziehung von der Welt. Vielmehr wird die Anstalt, um ganz abzusehen von ihrer unmittelbar praktischen und segensreichen Liebesarbeit, ein Mittel zur Züchtung pietistischer Reinkultur für die Welt, wird Agitationsmittelpunkt, gleichviel, ob sie sich Waisen-, Diakonissen-, Diakonen-, Evangelisten-, Missions-, Erziehungs- oder Bibelanstalt nennt. In diesem Kernpunkt, im Streben nach Wirkung auf die Welt, bleibt sie protestantisch trotz aller weltflüchtigen Einzelzüge des Pietismus. Ähnlich beurteile man übrigens den mystischen Zug besonders in

der Jesusliebe des Pietismus nicht sofort als katholisierend, wenn dieselbe so gern mit den Tönen des Hohenliedes spielt, und wenn sie sich in allen möglichen schriftstellerischen Formen das religiöse Verhältnis als Verlöbnis oder als Ehe Christi mit der bräutlichen Seele ausmalt. (Ritschl z. B. betont bis zum Überdruß die Ähnlichkeit mit dem religiösen Gehaben mittelalterlicher Mystiker.) Man werfe aber einen Seitenblick auf die ganze schöngeistige Literatur von damals. Wie ging sie doch bei schwülstigem Stil in süßlichem Liebesgetändel und galant schmachtender Schäferei auf! Dies setzten später Gleim und die Anakreontiker in ihrer Art nur fort. Schon längst vor dem Pietismus steckte man sogar den Herrn Christus in Schäfertracht, etwa als Hirt Daphnis, dessen Chloe oder Phyllis die Seele war. Man denke nur an die krasse Übertragung der literarischen Pegnitzschäferei auf das religiöse Gebiet, wie sie z. B. der Rostocker Professor Heinrich Müller vollzog in seinem vielgelesenen Erbauungsbuch: „Der himmlische Liebeskuß“ (1659, zuletzt noch einmal 1848 in Hamburg gedruckt), das über 1000 Seiten zählt und mit unglaublichen Kupfern geziert ist. Dort steht u. a. bei einem geradezu unerlaubten Bilde der Vers:

Wann mich mein Jesus hat geführet in die Wüsten
Und mir zu trinken gibt aus seiner Liebe Brüsten,
So brennt an seiner Lieb' mein Liebeslichtlein an,
Daß ich an seinem Feur wie Wachs zerschmelzen kann.

Durch Mitmachen ähnlicher Mode arbeitet der Pietismus durchaus mit den allgemeinen geistigen Mitteln jener Zeit. Dies schwächt doch den Vorwurf katholisierender Mystik stark ab, wenn er auch nicht ganz abzuweisen ist. Zugleich beginnt der Pietismus aber auch die Betrachtung Jesu als des Freundes und Seelenarztes, die zur Anschauungsweise der Aufklärungszeit überleitet.

In der nämlichen Richtung nimmt der Pietismus eine Umbildung der religiösen Liederdichtung und geistlichen Musik vor. Die geistliche Dichtung der Reformationszeit hatte wesentlich den objektiven Gemeindeglauben gesungen, vielfach freilich nur als gereimte Dogmatik. Die herkömmliche Geschichte des Kirchenliedes überschätzt zwar

ein wenig den Unterschied von der folgenden Periode, aber im 17. Jahrhundert brachten Paul Gerhardt und andere doch mehr des Dichters subjektive Empfindung zum Ausdruck. Die Kirchenliederdichtung des Pietismus, „Hallische Schule“ genannt, geht einerseits hierin noch weiter und schildert insbesondere die pietistischen Herzenserfahrungen. Sie erreicht dabei schon bald unter dem Einfluß der Zeitdichtung die Entwicklungsstufe des noch heute im Volk viel gesungenen, oft zwar etwas süßlich spielenden geistlichen Volkslieds. Man denke an Lieder wie: „Ich will streben nach dem Leben“, oder: „Unter Lilien jener Freuden“. Anderseits nimmt sie aber vielfach eine tendenziös ermahnende Art an, wie in dem Lied: „Versuchet euch doch selbst, ob ihr im Glauben stehet“, und leitet so über Gellert zur kirchlichen Moraldichtung des Rationalismus hinüber.

Auch die musikalische Zeitmode macht der Pietismus sich dienstbar. Das Volkslied war ja nicht mehr triebkräftig. Er legt die Steifheit, aber auch die Kraft des alten Chorals ab und bemächtigt sich für seine Lieder des sog. Arienstils, den die eingeführte italienische Oper volkstümlich gemacht hatte. Besonders Franckes Schwiegersohn Anastasius Freylinghausen glänzte als fruchtbarer Komponist und eifriger Sammler der „Hallischen Melodien“. Es sind melodiös meist glatte, aber auch platte Weisen ohne musikalischen Wert, wie sie ähnlich der Pietismus in den sog. Gemeinschafts-, Reichs- oder Glaubensliedern von großenteils englischer Herkunft noch heute liebt. Doch findet sich darunter auch einzelnes Treffliche, ebensogut wie unter den doch auch viel überschätzten Kirchenliedern der vorangegangenen Perioden. Man bedenke ferner, daß vor dem Pietismus, der billige Gesangbücher schuf, im Gottesdienst selbst hauptsächlich auswendig gesungen wurde. Meist waren es nur die 32 Lieder aus Luthers Wittenberger Gesangbuch von 1524, die der Schulunterricht den Leuten eingeprägt hatte. Ein starrer Kirchenmann mag immerhin nur die „alten Schätze“ aus dem 16. und 17. Jahrhundert anerkennen und die Geschichte des Kirchenliedes mit Althändleraugen betrachten. Er mag daher in der pietistischen Bereicherung des Kirchengesangs

einen Rückschritt sehen. Für den Geschichtsschreiber, der Durchschnittsverhältnisse gegen Durchschnittsverhältnisse hält, und der die geistige Entwicklung als solche und jede Periode in ihrer Eigenart würdigt, liegt die Fragestellung von vornherein etwas anders.

Im ganzen zeigt freilich der Pietismus, besonders der Hallische, unter Hervorrufung starker religiöser Triebe doch eine Neigung zur geistigen Mittelmäßigkeit. Sie rührt nicht nur von dem erdrückenden Zwang der Franckeschen Herrschaft her, sondern auch von seinem Drang nach zwar einheitlicher, aber auch einseitig erbaulicher Lebenshaltung. Was er hierfür aus dem vorhandenen Stoff geistigen Lebens zurechtschneiden kann, benutzt er, hat aber einfach Angst vor allem, was darüber hinausgeht und — wie etwa künstlerische oder wissenschaftliche Ideen — das Innenleben am Ende stärker als er selbst ergreifen könnte. Auch darin berührt er sich mit der späteren Populäraufklärung und mit der Verständnislosigkeit der Nützlichkeitsprediger Nicolai und Genossen für Goethe, Schiller und Kant.

Ganz besonders tritt diese Art in seiner Ausgestaltung der Theologie hervor. Welch ein Unterschied! Die alte Orthodoxie hatte ein starkes theoretisch wissenschaftliches Interesse. Sie vereinerleite dieses freilich mit dem des christlichen Glaubens. Mochte daher auch Quenstedt, der orthodoxeste Lutheraner, die Theologie als einen habitus practicus, als ein praktisches Verhalten bezeichnen, in Wirklichkeit wurde sogar die Religion selbst für sie ein paragraphenweise herunterzuglaubendes Lehrbuch der Dogmatik. Sie unterschied nicht zwischen Theologie und Religion. Aber der Pietismus im Grunde auch nicht trotz einzelner erst später von der Aufklärung durchgeführter Ansätze. Nur geht sein Interesse nach anderer Richtung. Weil ihm der Glaube wirklich ein habitus practicus wird, so soll auch die wissenschaftliche Theologie eigentlich den Prediger nur in der Gottseligkeit einüben, soll ihn ganz im pietistischen Sinn Bekehrung und Wiedergeburt erleben lassen. Schon Spener sprach diese Grundsätze aus. Nach ihnen richtete dann Francke den ganzen theologischen Studienbetrieb zu Halle ein, erwirkte sogar

in Berlin 1718 und 1727 dahin gehende geradezu inquisitorische Prüfungsanweisungen. Gutes war zwar auch dabei: Hauptstudium wurde das der Bibel. Die vorher völlig vernachlässigte Bibelauslegung blühte kräftig auf und durchdrang alle andern Fächer sauerteigartig. Nicht nur durch billige Bibelbeschaffung, sondern auch durch Erweckung biblischen Studieneifers hat der Pietismus, vielleicht mehr als die Reformation, zur Verbreitung der Bibelgedanken getan. Freilich in pietistischer Auswahl und Auffassung. Und unter dieser Spenerschen Methode wurden die Universitätsvorlesungen der pietistischen Professoren zu Erbauungsstunden, die wissenschaftlich-theologischen Bücher zu Andachtsschriften. Francke versteigt sich dabei zu förmlicher Feindschaft wider die strenge Wissenschaft, wie er denn den Studenten geradezu abmahnt: „Er eilet aber auch nicht zu sehr und allzu hitzig zur Gelehrsamkeit, weil das allzuhitzige Treiben und Eilen in allen Dingen mehr Hinderung als Förderung giebet und sonderlich die Pleonexia im Studieren oder die unmäßige Begierde, viel zu lernen, das Reich Gottes nicht zur Kraft kommen lässet.“ Dazu die ewigen Warnungen besonders vor der Philosophie als unnützer und den Glauben schädigender Weltweisheit! Um so mehr empfiehlt er als theologisches Studienmittel, eifrig zu beten und sich durch den heiligen Geist leiten zu lassen.

Also auch hier die Verwechselung von Theologie und Religion! Wie geistesärmlich muß die orthodoxe Lehrweise gewesen sein, daß diese Art nicht nur in den Augen der begeisterten Studenten, sondern wirklich einen Fortschritt darstellte. Der Pietismus führte eben neuartige Studienantriebe ein. Und die haben tatsächlich auf Deutschlands hohen Schulen Bresche gelegt in den scholastischen Wissenschaftsbetrieb einer noch immer mittelalterlich denkenden Zeit. So konnte die neue Gedankenbewegung der Aufklärung einströmen, die freilich dem Pietismus selbst tödlich wurde. Denn der pietistische Geist hatte wohl die Kraft, die Jugend eine Zeit lang anzuziehen, nicht aber sie zu halten. Er hatte religiösen, aber zu wenig wissenschaftlichen Ernst, hatte sittliche Strenge, aber keine Strenge des Denkens. So hat auch der gesamte

Pietismus bis ins 19. Jahrhundert nur verſchwindend wenige Gelehrte und Künſtler erzogen und außer Arnold, Bengel und Tholuck ſelbſt in der Theologie nicht einen einzigen wiſſenſchaftlichen Stern auch nur dritten Ranges, keinen einzigen wirklich ſchöpferiſchen Theologen. Die wirklich großen Männer, die er eine Zeit lang beeinflußte, wie Goethe, Schleiermacher, Richard Rothe, Bismarck, haben ihm alle wieder den Rücken gewandt. Pietismus und geiſtige Höhe in Wiſſenſchaft und Kunſt ſind einander abhold bis auf dieſen Tag. Damit hängt auch zuſammen, daß er trotz ſeiner Richtung auf das Praktiſche durchaus keine Blütezeit der Predigt herbeigeführt hat. Er hat die Predigt vereinfacht und auf die Darbietung der großen Grundbegriffe Sünde, Buße, Gnade, Bekehrung, Glaube, Wiedergeburt, Heiligung gelenkt und — beſchränkt. Die pietiſtiſche Predigt wurde da aber breit, eintönig und gedankenarm. Der einzige wirklich zugkräftige Prediger des älteren Pietismus iſt Francke geweſen, und auch ſeine gedruckten Predigten ſind für uns heute kaum mehr genießbar. Erſt der ſchon ſtark der Aufklärung zuſtrebende Mosheim bedeutet in der Entwicklungsgeſchichte der neuzeitlichen Predigt den Wendepunkt.

Hat ſomit der Pietismus wenig geleiſtet als Erzeuger geiſtiger Werte, ſo wurde er doch ein ganz bedeutender Zwiſchenhändler mit ſolchen Werten in Franckes Pädagogik. Nach Luthers bürgerlich weiter Auffaſſung ſollte die Schule Zucht, Tugend und Ehrbarkeit pflanzen und wirken, daß die Männer wohl regieren können Land und Leute, daß die Frauen wohl ziehen und halten können Haus, Kinder und Geſinde. Francke dagegen faßt das Unterrichtsziel nur religiös: „daß die Kinder zu einer lebendigen Erkenntnis Gottes und Chriſti und zu einem rechtſchaffenen Chriſtentum wohl mögen angeführt werden.“ Nun überwog aber vor ihm die Didaktik (Lehrkunſt) die ſittlich-religiöſe Pädagogik (Erziehungskunſt) durchaus, ſchon weil der Glaube ſelbſt für die Orthodoxie ein Lernſtoff war. Francke macht umgekehrt die Didaktik nur zum Mittel für die Pädagogik. Ein ungemeiner Fortſchritt zunächſt! Klar, zielbewußt vereinheitlicht er und vereinfacht damit die Erziehungsaufgabe

unter dem Gesichtspunkt eines fest umgrenzten sittlich-religiösen Ideals! Aber freilich des pietistischen, das ihn überhaupt darauf führt. Er hält ja nichts vom weltlichen Wissen an sich. So beschränkt er einerseits den vorher überwuchernden gelehrten Wissenskram auf das für die Erziehung praktisch Brauchbare. Er ringt dabei selbst schon mit pietistischen Gehülfen, die für den Lateinunterricht Kirchenväter statt des Heiden Cicero einführen wollen. Er bringt andrerseits, um praktisch brauchbare Menschen zu erziehen und angeregt durch den Jenaer Professor Erhard Weigel, viele Realien, besonders Naturgeschichte in den Unterricht und legt so den Keim zur spätern Realschule. Sein Schüler Hecker gründet 1747 die erste solche in Berlin, teils nach Franckes, teils nach Christoph Semlers Vorbild, der schon 1706 in Halle eine „mathematische und mechanische Realschule“ versucht hatte. Das praktische Nützlichkeitsstreben verbindet übrigens die pietistische Pädagogik mit der rationalistischen. Ich übergehe die mit dem Pietismus nicht zusammenhängende pädagogische Technik Franckes, wie seine eigentümliche Verknüpfung des Sach- und Klassensystems. Aeußerst charakteristisch dagegen ist die Art seiner sittlich-religiösen Einwirkung auf die Kinder, die zu barer Unnatur führte. Denn anders kann man es nicht nennen, Kinder schon zu Pietisten machen zu wollen mit Sündenbewußtsein, Erweckung, Bußkampf, Durchbruch und Wiedergeburt. Ihre geistlichen Erfahrungen mußten sie erzählen und aufschreiben, die ihnen doch vorher erst eingetrichtert waren. Man stelle sich die notwendige Heuchelei der armen Kinder vor! Wie wertlos waren die Massenerweckungen im Waisenhaus, die von Zeit zu Zeit vorkamen! Man tat groß mit diesen „Früchten des Geistes“, die doch nur Ergebnisse der Treiberei von oben und der Suggestion unter den Kindern selbst waren und keine nachhaltigen Wirkungen hinterließen. Freiheit und fröhliche Kinderlust gab es nicht. Die einzigen recreationes (Erholungen) bestanden in Beschäftigung mit praktischer Handarbeit. Stets waren die Kinder unter strenger Lehreraufsicht. Angeberei wurde begünstigt, wie das freilich nicht nur in den Jesuitenschulen, sondern in dama-

liger Pädagogik überhaupt geschah, und „das Spielen, es sei womit es will, ist denen Kindern in allen Schulen zu verbieten auf evangelische Weise, also daß man ihnen dessen Eitelkeit und Torheit vorstelle, und wie dadurch ihre Gemüter von Gott, dem ewigen Gut abgezogen und zu ihrem Seelenschaden zerstreut würden". Nicht mit Unrecht verglichen doch schon Franckes orthodoxe Gegner diese Erziehungsweise mit der jesuitischen, die ebenfalls durch Aufpressung einer bestimmten religiösen Schablone die persönliche Eigenart erdrückt, statt sie heiligend auszubilden. Wohl hatte der Pietismus zuerst den individualistischen Trieb entbunden. In Franckes Pädagogik unter dem Druck seines mächtigen Willens schlug er wieder in mönchischen Zwang um. Dieser hinderte auf die Dauer das Franckesche Christentum, Träger der Weiterentwicklung zu werden. Und 1785 hielt mit dem Direktor Schulze die Aufklärung ihren Siegeseinzug auch ins Waisenhaus, nachdem die hallische Fakultät durch Johann Salomo Semler längst zu ihr übergeschwenkt war.

7. Gottfried Arnold.

Spener und Francke haben dem Hauptstrom der pietistischen Bewegung das Bett gegraben. Fast alle ihm zufließenden Geistesbächlein haben zu ihren Lebzeiten die allgemeine Stromrichtung wenig verändern können. Dagegen zweigten sich bald vom Strom einige Seitenarme ab. Sie endeten z. T. als versumpfende und tote Arme in der kleinlich dumpfen Enge der Sektiererei. Zwei von diesen Seitenarmen haben aber Bedeutung gewonnen. Der eine kehrte glücklich in den Hauptstrom zurück. Der andere wurde nach kraftlosem Versiegen des Hauptstroms fast die einzige dünne, aber doch noch strömende Wasserader, die den Pietismus bis zu seinem Wiederaufkommen im 19. Jahrhundert mit seiner Vergangenheit in geschichtlichem Zusammenhang erhalten hat. Diese beiden Seitenarme werden bezeichnet durch die Namen Arnold und Zinzendorf.

Gottfried Arnold wurde am 5. Sept. 1666 zu Annaberg in Sachsen als Sohn eines armen Lehrers geboren. Früh der Mutter durch den Tod beraubt, bestritt er unter trüben Verhältnissen von klein auf mühselig durch Privatunterricht seinen Lebensunterhalt und seine Studienkosten, erst in Annaberg, dann auf dem Gymnasium zu Gera, endlich auf der Universität Wittenberg, die er 1685 bezog. Schon 1686 wurde er Magister. Dichterisch veranlagt, mit reicher Phantasie begabt, war er ungleichmäßig und sprunghaft in seinem Handeln und ganzen Wesen. Denn er war eine leidenschaftlich empfindende, dabei aber auch mimosenhaft empfindliche Natur, die trotz gelegentlicher rascher Tat doch, wenn es darauf ankam, vor rauhem Kampf fast krankhaft zurückscheute. Seinen unbezwingbaren Gestaltungsdrang entlud er infolgedessen teils im Studium der Geschichte, besonders der Kirchengeschichte, teils in mystischer Einkehr ins eigene Ich. Schon als Schüler, mehr noch als Student mied er den Umgang mit seinen Altersgenossen, die meist einem wüsten Studententreiben ergeben waren, und lebte als Sonderling seinen ausgedehnten Geschichtsstudien. Später als Pietist hielt er es zwar für eine „verborgene Wohltat Gottes", daß er durch seinen unmäßigen Studiendrang von dem „mehr als heidnischen Exempel mancher Lehrer und Studenten nicht mit verführet worden" sei; doch hätten seine „Anführer" stattdessen „das Laster des Ehrgeizes in ihm gewaltig aufgeblasen". Er beweist dies mit seiner frühen Magisterpromotion. Daher ließ er nach seiner Bekehrung den Magistertitel auf seinen Werken aus. Und nun die orthodoxe Begriffsspalterei der ohnehin geistig unbedeutenden Fakultät! Sie konnte einer solchen Natur religiös nichts geben. Schon zu seiner Wittenberger Zeit teilte er daher mit dem Pietismus das düstere Urteil über die theologischen und kirchlichen Zustände. Aber es trieb ihn nicht zur tätigen Reform, sondern nur zum Klagen und zum Verzicht auf das praktische Kirchenamt, dessen Verantwortung er nicht auf sich nehmen wollte.

Nun hatte Spener als Dresdener Oberhofprediger ihn 1688 kennen gelernt. Auf seine Empfehlung hin berief ihn 1689 ein Hofrat v. Götz und später ein General

Birckholz als Erzieher seines Sohnes nach Dresden. Schon vorher hatten Speners Schriften tief auf ihn gewirkt. Jetzt schloß er sich begeistert an ihn und seine Kreise an und erlebte seine Bekehrung. Sie gab ihm die ihn dauernd befriedigende religiöse Richtung, seinem Charakter freilich nicht mehr Mark als vorher, bewog ihn auch im ersten Eifer wider weltliches Wissen dazu, fast alle seine Bücher abzuschaffen. Spener mochte immerhin mäßigend auf ihn wirken, aber in seinem Haus und Kreis hörte er beständig das halb religiöse, halb kirchenpolitische Klagen über den Verfall der Kirche. Dies trieb einen Arnold zu den unfruchtbar scheltenden separatistischen Geistern, die nur ein Babel in der Kirche sahen, und so dichtete er in Dresden „Babels Grablied“ mit der Aufforderung zur Zerstörung der Kirche:

Der Wächter Rat,
Den Gott bestellet hat,
Spricht die Sentenz schon über Babels Wunden:
Es sei kein Arzt noch Kraut für sie gefunden,
So gar verzweifelt böse sei der Schad,
Den Babel hat.

Drum stürmt ihr Nest,
Darin sie stolz gewest,
Zerschmettert ihre Kinder an den Steinen!
Die Schlangenbrut soll ja Niemand beweinen!
Gebt ihrem Bau, dem Frevelsitz, den Rest
Und stürmt ihr Nest.

Von solcher deklamatorischen Zionswächterpoesie wollte er jedoch, als sein Besänftiger Spener 1691 nach Berlin gegangen war, 1693 sehr gegen seine Natur auch zur praktischen Tat übergehen und trat, schwerlich taktvoll, jedenfalls unglücklich, in der Familie seines Prinzipals als Strafprediger auf. Er erreichte nur seine plötzliche Entlassung. Spener besorgte ihm sofort wieder eine ähnliche Instruktorstelle bei dem kurfürstlichen Stiftshauptmann v. Stammer in Quedlinburg, einem Pietisten, dessen Frau übrigens 1694 Franckes Verlöbnis vermittelte.

Quedlinburg war damals politischer Zankapfel zwischen Kursachsen und Kurbrandenburg. Erst 1698 wurde es endgültig brandenburgisch. Hier hatte der lutherisch-mystische Erbauungsschriftsteller Scriver gewirkt († 1693) und seit Speners Auftreten ein stark separatistischer Pietismus seine Heimstätte gefunden. Auch schwärmerische Verzücktheit, z. T. sittlich bedenklicher Art, fand aus dem nahen Halberstadt, einem Hauptherd visionärer Weiber, bei den Quedlinburger Erweckten Eingang. Die Stadt teilte sich in zwei Parteien, in die orthodoxe Geistlichkeit mit ihrem allmählich abnehmenden Anhang und in die Separatisten. Letztere wurden von dem wühlerischen Hofdiakonus Sprögel geleitet, von dem auch Francke seine Ehe einsegnen ließ. Andauernde Kanzelkämpfe mit nachfolgenden Disziplinaruntersuchungen hielten die Gemüter in steter Aufregung.

Sofort schloß Arnold sich an Sprögel und die Separatisten an. Er vertiefte sich indessen zunächst wieder mehr in die Geschichte, und 1696 erschien sein erstes wirklich großes Aufsehen erregendes Buch: „Die erste Liebe, das ist: wahre Abbildung der ersten Christen nach ihrem lebendigen Glauben und heiligen Leben.“ Ein von großer Belesenheit in den Kirchenvätern zeugendes und mit unzähligen Quellenstücken durchsetztes Werk erbaulichen Stils. Es hat eine doppelte Tendenz. Einerseits will es der Gegenwart das Christentum der ersten drei Jahrhunderte als Muster vorhalten. Andrerseits leitet es den Verfall der Religion und Sitte daraus her, daß Konstantin das Christentum zur römischen Staatsreligion erhob, wodurch es sich mit der Welt verquickt habe. Beides entsprach Arnolds Wesen. Sein von der kirchlichen Gegenwart unbefriedigter, aber nicht praktisch tatenfroher Geist flüchtet — ähnlich wie später die Romantiker — phantasiemäßig in die Vergangenheit, die er freilich fabelhaft schönfärbt; und an dem weltlichen Landeskirchentum auch der Gegenwart übt sein Separatismus aus der Vergangenheit heraus eine vernichtende Kritik. Das achte Buch, fast $^1/_3$ des Werks umspannend, ist durchaus schon ein Vorspiel zur „Unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie“, besonders die Kapitel 19 bis 25. Sie handeln von

der Herrschaft der Klerisei über die Gewissen durch die Konzilien, vom Gewissenszwang, den letztere durch vorgeschriebene Glaubensbekenntnisse und Symbola ausübten, von der Verketzerung und dem Verfahren gegen die Ketzer. Doch wurde dies vor dem Erscheinen der Ketzerhistorie nicht empfunden, und so erregte das Werk nicht nur Speners Entzücken, sondern erlebte fast allgemeinen Beifall und trotz seines Umfangs bis 1732 fünf Auflagen und mehrere Übersetzungen in fremde Sprachen. Zunächst brachte es seinem Verfasser 1697 eine Geschichtsprofessur an der Universität Gießen.

Auch dort bestanden seit 1689 die Streitigkeiten zwischen Orthodoxie und Pietismus. Der pietistische Landgraf Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt hatte sie soeben kurzerhand dadurch erledigt, daß er die orthodoxen Dozenten teils absetzte, teils auf drei Monate vom Amt enthob. Bei der Suche nach neuen Professoren fiel er auf Arnold, dessen „Erste Liebe" er beifällig gelesen hatte. Arnold lehnte nach heftigem innerem Kampf erst ab aus Scheu vor einem öffentlichen Amt überhaupt, fand aber auf Zureden seiner Freunde endlich in dem Ruf doch die vocatio divina (den göttlichen Ruf), sandte eine Annahmeerklärung nach und übernahm im August 1697 die Professur. Er begann sie mit einer Antrittsvorlesung „über das verderbte Geschichtsstudium", also mit einer Klage statt mit einem positiven Gedanken, wie ihn später Schiller entwickelte in seiner entsprechenden Jenaer Antrittsvorlesung: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?" Fast ein Jahr lang las er mit Erfolg.

Plötzlich erlebte die staunende Mitwelt ein Unerhörtes: Arnold legte im Mai 1698 die Professur nieder und zog sich wieder nach Quedlinburg ins Privatleben zurück. Er war ganz trübsinnig geworden. Seine Bekannten sprachen von „Melancholie und selbstgemachter Bangigkeit". Er rechtfertigte seinen Aufsehen erregenden und Spener tief betrübenden Schritt durch sein „Offenherziges Bekenntnis von Ablegung seiner Profession", das in zwei Jahren 6 Auflagen erlebte. Es führt uns tief hinein ins Seelenleben eines pietistischen Melancholikers. Gott hat ihm gezeigt, daß er nicht mehr in einem

Stande leben darf, durch deſſen weltliche Anforderungen das zarte Leben Chriſti in ihm ſehr abnahm. Die Univerſitätsſtatuten und -ſatzungen enthalten viel über die Regeln Jeſu Chriſti hinaus und beſtricken die Gewiſſen. Der akademiſche Betrieb hindert die von Gottes Wort geforderte Abſonderung der Frommen von den Böſen. Eitle Weltweisheit baut in ihm ihre Befeſtigungen wider die einfältige Erkenntnis Chriſti. Die akademiſchen Titel und Lehrergrade erzeugen Hochmut und widerſprechen der Freiheit der Chriſten und dem allgemeinen Prieſtertum. Auch in alter Zeit flüchteten z. B. Gregor von Nazianz und Baſilius der Große aus ihren hohen Kirchenämtern in die Einſamkeit. Arnold ſelbſt empfand bei allen Vorleſungen, Disputationen und andern Akten innerlich die empfindlichſten Gemütsſchmerzen, weil alles Chriſto und ſeiner Niedrigkeit, Liebe und Einfalt, ja dem lebendigen Glauben und dem ganzen Weg des Heils entgegenſtand. Der h. Geiſt entdeckte ihm, daß bei ſeiner Annahme des Amts ſich doch heimlicher Ehrgeiz und Bauchſorge eingemiſcht hätte.

Alles in allem: die ängſtlich unfreie Peinlichkeit des Pietismus verquickt ſich mit Arnolds tatenſcheuer, mönchiſch-myſtiſcher Sonderlingsart, und er redet ſich ſelbſt ein, daß er nur aus Gewiſſensbedenken den anvertrauten Arbeitspoſten verlaſſe. Die Gemeinſchaftskreiſe umjubelten ihn ſofort als Helden apoſtoliſcher Entſagung. Dagegen galt er der nicht weniger oberflächlich urteilenden Mehrzahl, ebenſo unrichtig, als ein unverſtändlicher und durch Melancholie unbrauchbar gewordener Halbnarr. Er ſelbſt beſang ſeinen „Eintritt in die Einſamkeit“:

O Täubchen, flieg zu deinen Fenſtern,
Kehr wieder heim, verkriech dich doch,
Entzieh dich allem Menſchenjoch;
Du haſt bei ſo viel Nachtgeſpenſtern
Genug verziehn und ſitzen müſſen.
Sieh deine ſichre Höhlen an,
Da dich dein Liebſter wieder küſſen
Und ungeſtört umfaſſen kann.

Das Lied erschien in einer Sammlung seiner Gedichte „Göttliche Liebesfunken“, die ebenfalls 1698 herauskam. Sie enthält einzelne Perlen mystischer Innigkeit, aber auch viel Überschwang.

In Sprögels Haus fand er gastliche Aufnahme. Wiederum versenkte er sich in mächtige kirchengeschichtliche Studien. Als ihr Ergebnis kam schon 1699 und 1700 seine „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie“ heraus.

Wohl nie hat ein großes kirchengeschichtliches Werk solchen Lärm erregt. Es rückte den Sonderling urplötzlich mit Spener und Francke in den Mittelpunkt des ganzen pietistischen Streits noch bis lange nach seinem Tode. Eine Menge Gegenschriften erschien, z. T. gehässigster Art, wogegen außer Spener die Pietisten, besonders Anton und Lange, aber auch Thomasius das Buch in den Himmel hoben. Was war der Grund?

Die protestantische Kirchengeschichtsforschung (Flacius Illyricus in den „Magdeburger Centurien“) hatte bisher den geschichtlichen Stoff wesentlich nur zu Kampfeszwecken gegen Rom bearbeitet. Ähnlich wandten ihn die Papisten (Baronius) gegen den Protestantismus an. Dagegen hielten beide Bekenntnisse unerschütterlich fest an dem Recht und der Pflicht der Kirche, d. h. in Wirklichkeit der Orthodoxie, die Ketzerei an sich zu verdammen, besonders aber die in den ersten sechs Jahrhunderten durch den Fluch der Kirche gebrandmarkten Ketzereien. Arnold brachte eine ganz neue Betrachtungsweise. Er sah, wie die Orthodoxie die wahrhaft Frommen, d. h. die Pietisten verfolgte. Daraus schloß er, es möchten sich seit dem Schwinden der ersten Liebe in der Kirche überhaupt immer „dieselben Aufzüge“ wiederholt haben; es habe nämlich wohl seit jeher die amtliche Kirche die wider Babels Sünden zeugenden Frommen verfolgt und sie nur unter dem Vorwand der Irrlehre zu Ketzern erst gemacht. So wurde es sein Zweck zu beweisen: „1. Daß oft mancher gottseliger und erleuchteter Mann, wie Jesus Christus selbst nebst seinen Jüngern und Aposteln, unschuldig verketzert worden. 2. Daß die Vorsteher der Kirchen, Bischöfe, Hirten und Lehrer selbst sehr arge Verfolger der wahren Christen gewesen und Spaltungen

angerichtet. 3. Daß die Konzilien und Synoden meistens aus zankſüchtigen Leuten, die Gottes Geist nicht gehabt haben, bestanden, daß unsere Synoden meistens zusammengebracht und bestellet würden aus unbedachtsamen Jünglingen, aus falschen Brüdern, aus Aeltesten, denen der zeitliche Nutzen und Profit oft mehr am Herzen liege, als das Heil der Kirchen. 4. Daß die Kirche unterm Kreuz allzeit am schönsten geblühet und niemals die größeste Menge und die Verfolgerin, sondern vielmehr die kleine Herde und die Verfolgte gewesen. 5. Daß die widerchristische falsche Kirche jederzeit ihr Werk gemacht und ihr Heiligtum gesetzt in äußerlichen Dingen, Bildern, Schatten, Sakramenten, Manieren und Zeremonien und bei solchem Dienst, womit sie als eine Hagar was zu verdienen gesucht, die freie Sara gehasset und verfolget."

Und das Ergebnis? Ein ungeheures Sündenverzeichnis der Orthodoxien aller Zeiten. Eigentlich richtete es sich zwar grundsätzlich gegen jede Ketzermacherei und tadelte solche auch bei Ketzern, die ihrerseits selbst die Orthodoxie verketzerten, nahm aber natürlich die siegreichen Mehrheiten, d. h. die Orthodoxien, am schärfsten mit. Dabei war das Buch „kolossal parteiisch" für die Ketzer aller Zeiten, deren gute Seiten fast allein hervorgekehrt wurden.

Arnold hat in der Eile und wohl auch verführt durch den Erfolg der „Ersten Liebe" in der Ketzerhistorie nicht ganz sorgfältig gearbeitet. Nicht nur seine Gegner, sondern auch der ihm freundliche Philosoph Leibniz wiesen ihm im einzelnen eine Reihe historischer Schnitzer nach. Diese beeinträchtigen jedoch nicht die geschichtliche Bedeutung des Werks. Bis dahin hatte man die Ketzer immer nur nach der kirchlichen Überlieferung und nur nach orthodoxen Quellen dargestellt und beurteilt, die ihre Meinungen nicht nur verdammten, sondern auch fast immer entstellten. Hier lagen der Darstellung zum erstenmal die eigenen Schriften der Ketzer zugrunde: eine dauernde Errungenschaft für die kirchengeschichtliche Forschung. Und dann macht Arnold zum erstenmal neben den äußeren Tatsachen die Entwicklung der Frömmigkeit im innern Gemeindeleben zum Forschungsgegenstand. Beides

sei ihm unvergessen, so wenig er auch schon im modernen Sinn Geschichtschreiber ist, der in der Kirchengeschichte objektiv die Entwicklung und die Geisteskämpfe des religiösen Gesamtlebens beschreibt. Er ist noch Tendenzhistoriker wie seine orthodoxen Gegner und Vorgänger auch. Schilderten diese optimistisch, wie die Rechtgläubigkeit endlich immer über die Ketzerei auch äußerlich siegt, so schildert er umgekehrt pessimistisch, wie die ketzerischen Frommen bei innerlichem Recht gegen die Mehrheit von Orthodoxie und Welt stets äußerlich unterliegen. Hiermit bahnt er übrigens die Kirchengeschichtsbetrachtung der Aufklärungszeit an. Letztere sah ja im Banne ihrer eigenen Anschauungen die Kirchengeschichte hauptsächlich nur als einen „Mischmasch von Irrtum und Gewalt" an, um mit Goethe zu reden. Denn Goethe besaß — anders als Schiller — nicht mehr wirklich geschichtlichen Sinn als der Durchschnitt seiner ganzen Zeit überhaupt, und Arnolds Ketzerhistorie hat auf ihn tiefen Eindruck gemacht. Auch noch in einem andern Stück bahnt Arnold dem Rationalismus den Weg: Seine ganze Untersuchungs- und Urteilsweise macht ihn natürlich sehr gleichgiltig gegen die Unterschiede der Kirchenlehren. Bei seinem freundlichen Anempfinden für jeden ketzerischen Standpunkt, während er alle Ketzermacherei verurteilt, bleibt ihm schließlich als allgemeiner Urteilsmaßstab nur noch eine moralische Idee übrig, die Liebe. Bei Arnold ist freilich der „konfessionelle Indifferentismus" (Gleichgiltigkeit gegen das Bekenntnis) von ethisch-mystischer Art. Die Aufklärung brauchte nur die Mystik zu streichen, um sich selbst zu finden. Aus Arnolds Persönlichkeit heraus und im Rahmen seiner Zeit betrachtet, liegt allerdings die Kraft des Werkes wiederum nicht in dem positiven Gedanken, den er etwa damit setzte, sondern in der negativen düsteren Stimmungskritik, die seinem Wesen ganz entsprach.

Denn als positiv Schaffender außerhalb des herkömmlichen Gleises spielt er ja mit seinen Wunderlichkeiten stets eine geradezu unglückliche Rolle. Seltsame Sektierer und Mystiker wie Gichtel und Dippel machen sich infolge der Ketzerhistorie an ihn heran und beein-

flussen ihn stark mit Schwärmereien. Und so verübt er noch 1700, im Vollendungsjahr der Ketzerhistorie, eine schriftstellerische und religiöse Tollheit: „Das Geheimnis der göttlichen Sophia“. Er folgt hier unter Gichtels Einfluß besonders den Gedanken Jakob Böhmes und einer Ahnenkette eigentümlicher Denker bis zur urchristlichen Gnosis hinauf. Doch fehlt ihm die tiefdenkerische Ader des berühmten Görlitzer Schusters. Und so phantasiert er sich — nicht ohne sinnliche Beimischung trotz asketischer Haltung — ganz gnostisch die Weisheit (Sophia) als ein ewiges Wesen, als eine Art vierter Person und als weibliche Nebenfigur zu Christus oder zum heiligen Geist in die Dreieinigkeit hinein. In Adam, den Gott erst als Mannweib schuf, bildete sie das weibliche Prinzip. Adams Fall trennte sie von ihm, so daß jetzt die Erschaffung Evas aus seiner Rippe nötig wurde. Zur Wiederherstellung der paradiesischen Vollkommenheit wurde nun Christus Mann im Leibe eines Weibes, der Maria. Sein wiedergeborener Nachfolger kann wieder männliche und weibliche Art in sich vereinen, als männliche Jungfrau, und die Süße der Liebesvereinigung mit der himmlischen Sophia als Braut macht irdische fleischliche Liebe jetzt zu Ekel, Kot und Sünde.

Man stelle sich den wilden Hohn der Vertreter der reinen Lehre vor. Aber die schärfsten Angriffe richteten die Quedlinburger Orthodoxen auf ihn wegen seines völligen Fernbleibens von Gottesdienst und Abendmahl. Er gab zwar eine Erklärung darüber ab und begründete seine Enthaltung vom Abendmahl mit der Hochachtung vor ihm; sie war aber natürlich begründet in seinem mystischen Vergeistigungsstreben einerseits und in seiner hochmütigen Verachtung der „unbekehrten“ Mitgäste andrerseits. Jetzt wurde die Lage jedoch ernst. Die aufgereizte Stiftsäbtissin erließ am 31. Juli 1700 ein Edikt zur Ausweisung aller „öffentlichen Verächter göttlichen Worts und der hl. Sakramente, die a dato binnen 4 Wochen sich zur Kirchen und hl. Abendmahl auf diese zu ihrer ewigen Wohlfahrt angezielte gnädigste Anweisung und Befehl nicht einfinden würden“. Nun hatte aber Arnold die Ketzerhistorie dem Kurfürsten Friedrich gewidmet und sich dadurch in Berlin

bei Hofe beliebt gemacht, verfaßte auch 1701 noch ein langes Lobgedicht auf den König. So erwirkte er leicht nach Franckes Muster die Einsetzung eines Untersuchungsausschusses. Der gab ihm natürlich recht und verbot 1701 auf seine Bitte sogar den Vertrieb einer Streitschrift der Quedlinburger Stadtgeistlichkeit gegen ihn. Aber diese berief sich nun ihrerseits leidenschaftlich auf die Gewissensfreiheit, so daß Arnold und Sprögel aus Angst vor dem entstandenen Lärm selbst um Zurücknahme des Verbots einkamen. Eine Natur wie Arnold war dem harten Kampf dauernd nicht gewachsen. Er wurde bald mürbe. Der begeisterte Schilderer und Sänger des Märtyrertums in der „Ersten Liebe“ und den „Göttlichen Liebesfunken“ war selbst zum Märtyrer seiner Anschauungen nicht geschaffen, zumal die positiven darunter mehr seinem Phantasie- als seinem Glaubensleben angehörten. Schon im November 1700 erklärte er seine Bereitwilligkeit, das hl. Abendmahl bei „einem gewissenhaften Prediger“ zu nehmen. Es nützte nichts mehr. Der Sturm tobte weiter. Die Äbtissin setzte Sprögel vom Pfarramt ab, und die natürlich wieder von ihm angerufene königliche Regierung, des verwickelten Streits über ihre Zuständigkeit müde, versetzte ihn endlich 1703 als Pfarrer und Inspektor nach Werben in der Altmark.

Zuvor aber griff ganz unerwartet eine höhere Gewalt in des schon ernüchterten Arnolds Leben ein, die Liebe. Zu Gichtels Schmerz, zum Hohn der Orthodoxen, zur Freude des Spenerschen Kreises verlobte und vermählte der ehefeindliche Schreiber und Liebhaber der „göttlichen Sophia“ von 1700 sich schon 1701 mit Sprögels jüngster Tochter Anna Maria. Eine Gesundung! Und noch mehr gesundete er. Er ging ins praktische Amt. Ich vermute überhaupt das Hineinspielen einer geschlechtlichen Wirkung, daß nämlich die Ehe — mehr als seine „Bekehrung“ — ihn auch seelisch erst zum Manne gemacht hat. Die pietistische Herzogin-Witwe Sophie Charlotte von Sachsen-Eisenach berief ihn zu sich als Schloßprediger nach Allstedt. Aber der orthodoxe Herzog Johann Wilhelm von Eisenach erließ ihm trotz König Friedrichs Fürbitte nicht den Eid auf die lutherischen Bekenntnisschriften,

der ihm religiös unmöglich war. Da zog er auf Bitten der Herzogin-Witwe 1702 einfach ohne Bestätigung ins Pfarramt ein. Sie veranlaßte dagegen auf seine Bitte, um ihm den preußischen Schutz zu sichern, daß er von Berlin aus zum Königlich Preußischen Historiographen ernannt wurde. Arnold wurde Rankes Amtsvorfahr. Doch vergeblich. Der Herzog, jetzt gänzlich verärgert, obwohl er Preußens Freundschaft suchte, forderte nach langem Hin und Her den König auf, doch„ aus faveur für seinen Historiographen" Arnold in Preußen zu „employieren". Und siehe, der König berief ihn 1705 nach Werben in der Altmark als Nachfolger seines Schwiegervaters Sprögel, der inzwischen nach Stolp in Pommern versetzt war.

Von da verlief sein Leben ruhig. Sprögel hatte in Werben den Pietismus schon eingeführt und ihm dadurch die Wege geebnet. Er selbst arbeitete sich schnell ins praktische Amt ein. 1707 wurde er ebenfalls als Pfarrer und als Inspektor nach Perleberg berufen. Dort gestaltete er besonders das Schulwesen seines Sprengels im strengsten pietistischen Sinn, wie er denn z. B. christliche Lateinschriftsteller statt des heidnischen Cicero einführte und damit über Franckes Bestrebungen noch hinausging. Seine noch immer fruchtbare Schriftstellerei, die selbst während seiner größten Kämpfe nicht ausgesetzt hatte, bewegt sich seit seinem Umschwung fast nur noch im allgemeinen Gleis der pietistischen Erbauungsliteratur, doch mit starkem mystischem Einschlag. Von schwerer Skorbuterkrankung 1713 kaum genesen, erlebte er es am ersten Pfingsttag 1714, daß preußische Werber während des Gottesdienstes in seine Kirche eindrangen. Sie preßten einige junge Leute von der Abendmahlsfeier weg zum Kriegsdienst. Die „gute alte Zeit!" Er starb infolge der Erregung wenige Tage darauf, am 30. Mai, unter seligen Visionen von Engeln und dem Eliaswagen.

8. Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf.

Von den vier in dieser Schrift geschilderten Pietisten bietet Zinzendorf vielleicht das interessanteste und liebenswürdigste, aber verwickeltste Charakterbild, auch in seiner kirchengeschichtlichen Stellung, als Gründer der Brüdergemeine. Einst von seiner Brüderkirche kritiklos verhimmelt, von orthodoxen, rationalistischen und hallisch-pietistischen Gegnern mit Haß und Hohn zugedeckt, von Lessing und Herder zum erstenmal ernstlich verteidigt, genießt er heute samt seiner Gründung eine ruhige geschichtliche Würdigung, harrt aber immer noch einer wissenschaftlich genügenden ausführlichen Lebensbeschreibung. Zinzendorf muß laut Urteil seiner Freunde wie seiner verständigen Gegner eine zauberhaft gewinnende Persönlichkeit gewesen sein. Phantasiereich, glänzend begabt, auch dichterisch veranlagt, war er nach seinem ganzen Wesen tiefinniges religiöses Gefühl. Sein beweglicher Geist wußte sich überall den Personen und Verhältnissen anzupassen, und sie, wenn nicht gerade Granitfelsen von Interessen oder Grundsätzen ihm entgegenstanden, in seine Sache hineinzuziehen. Freilich wurde seine werbende Anschmiegsamkeit manchmal Inkonsequenz. Trotz gewisser sich gleich bleibender Neigungen redete und handelte er sehr viel nur aus der Gelegenheit heraus im Drang augenblicklicher Umstände und Einfälle. Seine rege Phantasie spielte ihm auch manch bösen Streich. Ein Mangel an Gradheit und bedingungsloser Wahrhaftigkeit, besonders seinen Widersachern gegenüber, rief nicht ohne Grund den Vorwurf „tiefer Dissimulation“ wach. In mancher Hinsicht eine fast weibliche Natur, konnte er gelegentlich über Kleinigkeiten, etwa wegen einer verkehrt gesetzten Bank bei einer Versammlung, in übelster Laune eine Zeitlang schmälen, um gleich darauf mit plötzlichem Stimmungsumschlag eine warme religiöse Rede zu halten. Und erreichte er bei Verhandlungen mit Gegnern gelegentlich nichts durch gräfliches Anherrschen, so versuchte er es sofort anders durch einschmeichelndste, scheinbar nachgiebigste Freundlichkeit. Umgekehrt, aber wieder weiblich, konnte er Freunde, die es ihm nicht recht machten,

ohne offene Aussprache monatelang durch Schmollen und spitze Bemerkungen quälen. In seiner Rastlosigkeit geradezu überstürzend, doch unstet im einzelnen war sein Tätigkeitstrieb. Gelang ihm etwas nicht sofort, so ließ er es fallen und warf sich schnell auf einen neuen Plan. Ich möchte Zinzendorf überhaupt, sowohl nach seiner Frömmigkeits- wie Wirksamkeitsart als einen religiösen Sportsmann genialen Stils auffassen, und ich meine dies im guten Sinn trotz aller Auswüchse seiner überlebhaften Natur, die von einem religiösen Reiz- und politischen Wirkungsmittel zum andern hastet. Denn in dem einen bleibt er sich selbst stets treu: seine temperamentvolle religiöse Eigenart überall zur Darstellung und Geltung zu bringen, wie im Kultus und in der Organisation seiner Gemeine, so auch in seiner stets geistvollen, oft überraschenden, oft aber auch wunderlichen und nach Art der Zeit undeutschen Sprach- und Schreibweise. Seine Schranken sind schließlich keine anderen, als die überhaupt dem Liebhabertum auf allen geistigen Gebieten anhaften: bei oft großer angeborener Geisteskraft und Gefühlstiefe doch ein unruhig flackerndes, begriffsunklares Wesen. Das streut wohl reiche Anregungen aus und nimmt Zukunftsgedanken vorweg, aber bei seiner überindividuellen Art widerstrebt es strenger Gedankenzucht, kann daher als Ganzes nicht durchschlagend wirken und keine Zukunft selbst heraufführen.

Zwei Brennpunkte seiner Gesamtfrömmigkeit, einen religiösen und einen sittlichen, deutet er an: „Ich habe nur eine Passion, und die ist Er, nur Er“, nämlich Christus. Und: „Ohne Gemeinschaft statuiere ich kein Christentum“. Den ersteren empfing er aus seiner Jugenderziehung, den andern aus dem hallischen Pietismus. Lebendigste Jesusliebe und innigste Liebesgemeinschaft untereinander sind dementsprechend auch die Kennzeichen seiner Schöpfung, der Brüdergemeine.

Zinzendorf ist am 26. Mai 1700 zu Dresden geboren als Sohn des sächsischen Kabinettsministers Georg Ludwig. Sein Vater wie auch sein Großvater mütterlicherseits waren „deklarierte Spenerianer“, und Spener wurde des Kindes Taufpate. Der Vater starb aber schon im Juli 1700. Die Mutter heiratete 1704 den preußischen Feldmarschall von

Natzmer, und ließ den Knaben seiner geistig hochstehenden und innig frommen Großmutter Katharina von Gersdorf zur Erziehung auf deren Gut Hennersdorf. Von früh auf gewöhnte er sich, besonders durch Einfluß einer Tante Henriette von Gersdorf und eines pietistischen Hauslehrers Edeling, an eine eigentlich weibliche Frömmigkeit; durch steten zärtlichen „Umgang“ mit Jesus als dem „Bruder“ entsprach sie ganz seiner empfindungs- und phantasievollen Art. Fast wie eine Gegenwirkung der männlichen Natur erscheinen atheistische Anwandlungen des erst achtjährigen Knaben. Ähnlich las er auch später mit Vorliebe den deistischen Religionsspötter Bayle; dessen Drängen auf praktische Weltkenntnis bot ihm wohl eine Art Gegengewicht gegen den eignen Gefühlsüberschwang. Jedenfalls legte jene Zeit schon den Grund in ihm zu seiner späteren Anschauung, die Gott nur durch und in Christus sieht oder auch Gott überhaupt hinter Christus verschwinden läßt. Zugleich erwuchs hier auch schon sein hochfahrendes gräfliches Standesbewußtsein, das er später besonders gern hervorkehrte, wenn Widersacher ihn mit Gegengründen in die Enge trieben.

Dasselbe wurde keineswegs gemildert durch Unterbringung des etwas verzärtelten Knaben 1710 in Franckes Hallischem Pädagogium. Hier prunkte man nämlich erst mit dem „Gräfchen“, um es später, gereizt von seiner selbstgezüchteten Naseweisheit, mittelst ungeeigneter Demütigungen nur zu steter Widersetzlichkeit zu bringen. Hierzu trug sein unfähiger Hofmeister Crisenius viel bei. Erst 1715 seit seinem ersten Abendmahlsgang trat er Francke persönlich näher. Nun geriet auch er in den Bann dieses Mannes. Der zog ihn, trotz anfänglichen Widerstrebens, in das Fahrwasser des strengen Hallischen Pietismus und lenkte besonders seinen Blick auf die Mission. Religiös wirksam und organisatorisch veranlagt zeigte Zinzendorf sich schon damals, indem er allmählich nicht weniger als sieben Schülerkonventikel gründete, darunter den sogenannten Senfkornorden.

Gern hätte er nun in Halle Theologie studiert. Doch sein sächsisch-orthodoxer Vormund fand dies nicht standesgemäß, wollte ihm auch die Pietisterei austreiben und

ließ ihn daher im orthodoxen Wittenberg unter Verbot theologischer Vorlesungen Jura studieren. Um so eifriger verkehrte er mit Theologen und studierte theologische Bücher, besonders Luther, freilich ohne eine rechte Durchbildung zu gewinnen. So sehr er nun auch aus Trotz in Wittenberg den Hallischen Pietisten herausbiß, er konnte sich nicht dauernd dem Einfluß der Umgebung entziehen. Die Streitpunkte zwischen Wittenberg und Halle kamen ihm allmählich unwesentlich vor. Der erst Neunzehnjährige versuchte eine Einigung der beiden theologischen Fakultäten, was ihm freilich sein Familienrat verbot. Auf einer Studienreise nach Holland und Paris 1719 und 1720 verkehrte er viel mit tief frommen Reformierten und katholischen Jansenisten, besonders mit dem Kardinal v. Noailles. Dieser gehörte mit zu den „Appellanten", die Einspruch erhoben wider die päpstliche Constitution Unigenitus (vgl. oben S. 7 f.). Katholisierungsversuche an Zinzendorf blieben fruchtlos, vielmehr schrieb er dem Kardinal, als dieser sich dem Papst löblich unterwarf, einen flammenden Bußbrief. Doch erweiterten solche Bekanntschaften seinen Gesichtskreis über die Kirchenschranken hinweg. Wie später der Rationalismus die Moral, ließ er von da ab nur noch die „Herzensreligion" gelten, da man sich „in dem unergründlichen Meer des Leidens und Verdienstes Jesu" zusammenfindet. Nur behielt er dabei eine weniger dogmatische, als religiöse, stimmungs- und gefühlsmäßige Vorliebe für lutherisches Wesen und Kirchentum, die sich später noch verstärkte. Noch wirkte übrigens der mönchische Zug Halles in ihm nach. Er faßte auf der Rückreise eine Jugendliebe zu seiner Base Theodore v. Castell. Aber er beschloß, sie als sein Liebstes dem Heiland aufzuopfern, da sein Freund, der pietistische Graf Heinrich XXIX. von Reuß-Ebersdorf, Absichten auf sie äußerte, und er vermittelte selbst das Verlöbnis zwischen beiden.

Bei seiner Mündigkeitserklärung 1721 scheiterte sein Plan, an v. Cansteins († 1719) Stelle ins hallische Waisenhaus einzutreten, wieder am Einspruch der Familie. Er wurde Hof- und Justizrat in Dresden, freilich bei seiner Unlust zur Juristerei mit „vorsätzlicher Negligie-

rung“ seiner Obliegenheiten. Lieber begann er ein lebhaftes, die Bekenntnisschranken überspringendes und auch Sektierer aufnehmendes „philadelphisches“ Gemeinschaftswesen; er kaufte das Gut Berthelsdorf; er stellte dort den tüchtigen lutherischen Pastor Rothe an; er sammelte nach Reuß-Ebersdorfer Vorbild auch dort ein Schloßkonventikel; er dachte im Anschluß an Luthers Gedanken in der „Deutschen Messe“ schon an eine Art besondere Gemeindegründung (!); er stiftete mit einem Freund v. Wattewille und den Pastoren Rothe und Schäffer-Görlitz einen „Bund der vier Brüder“ zur Pflege der „Herzreligion an den Heiland“; er heiratete 1722 die pietistische Gräfin Erdmute Dorothea v. Reuß-Ebersdorf, die Schwester seines Freundes. Seine Freunde trugen sich mit großen Anstaltsplänen nach Hallischem Vorbild; er selbst errichtete auch in Ebersdorf eine Druckerei und gab zur religiösen Vertiefung der schon überall sich meldenden Aufklärungsbewegung in Dresden eine Wochenschrift heraus. In dieser stellt er auf Grund der „Historie“ von Christus die Religion als unabhängig von metaphysischen Verstandesbeweisen hin. Hierin denkt er also moderntheologisch. Freilich denkt er dabei, wie auch in allen seinen späteren ähnlichen Darlegungen, doch weniger an Jesu Charakterbild, das in seinem Leiden seine Vollendung finde und als Ganzes uns Gottes Art offenbare. Vielmehr schwebt ihm das selbständig gewertete Leidensbild Jesu vor, bei dem Jesu Charakterbild als — allerdings notwendiger — Bestandteil mitwirkt; er denkt mehr an den Martermann als Gegenstand des Phantasieumgangs und der Anbetung. Nähere Schilderung von Zinzendorfs eigentlich theologischen Gedanken verbietet der Umfang dieser Hefte. Aber theologisch hat er ja ohnehin wenig gewirkt. Gegen die hallische düstere Heiligungsenge trat allmählich wieder seine ursprüngliche, religiös-fröhliche Natur hervor, die um die Seligkeit nicht mehr ringt, sondern sie im Jesusumgang schon besitzt. Im ganzen schien freilich sein Leben in der Art und Betriebsamkeit des Hallischen Christentums aufgehen zu sollen. Konnte er doch noch 1727 auf den pietistischen Vorwurf hin, er habe keinen Bußkampf erlebt und sei folglich nicht bekehrt,

selbstquälerisch in sich gehen, um endlich 1729 seinen „Durchbruch“ zu erleben.

Nun bestanden damals in Mähren vom Mittelalter her noch kümmerliche Reste der alten waldensisch-hussitischen Brüderunität, übrigens deutscher, nicht tschechischer Abkunft. Der pietistisch beeinflußte Zimmermann Christian David aus Senftleben in Mähren hatte sie religiös neu belebt und teilweise zur Auswanderung aus dem Lande katholischen Gewissensdrucks bewogen. Auf sein Ansuchen erlaubte Zinzendorf 1722 einigen von ihnen, sich am Abhang des Hutberges auf Gut Berthelsdorf niederzulassen. Am 17. Juni 1722 begann der erste Hausbau von „Herrnhut“. Immer mehr Einwanderer strömten aus Mähren nach, darunter ein David Nitschmann und einige andere, die ziemlich bewußt die Sonderüberlieferung ihrer alten mährischen Kirche vertraten. Auch kamen Separatisten und Sektierer verschiedenster Art. Zinzendorf hätte die Schar gern als einfache Gemeinschaft der lutherischen Kirche eingegliedert und nahm sich alsbald auch religiös ihrer an. Aber alle leisteten ihm wie dem Pfarrer Rothe nur unruhigen Widerstand. Ebenso waren sie unter sich völlig uneins.

Plötzlich 1727 untersagte man dem Grafen seine Dresdener Konventikel. Da nahm er sofort dauernden Urlaub, um sich ganz seiner neuen Kolonie zu widmen. Er legte 1731 sein Staatsamt überhaupt ganz nieder. Seine Lage war schwierig. Denn seine Pietät gegen die lutherische Kirche war seit Wittenberg gestärkt worden. Dagegen zeigte diese zugleich aufgeregte und wenig gebildete Gesellschaft starke separatistische Neigungen und verbürgte schon den künftigen Zusammenstoß mit der orthodoxen Landesregierung. Aber glänzend bewährte sich seine religiöse Einflußkraft, seine organisatorische Gabe und seine Anpassungsfähigkeit an die Lage. Um Mittel und zugkräftige Schlagworte war er ja nie verlegen. Schon im Mai 1727 nahm die Kolonie seine „Statuten“ an. Wohl sollte Herrnhut eine örtliche und politische Gemeinde sein und erhielt als solche eine Gemeindeordnung, die „Herrschaftlichen Ge- und Verbote“. Äußerlich stand es in der lutherischen Kirche und war nach

Berthelsdorf eingepfarrt. Aber in sich schloß es — als freien religiösen Verein, wie wir heute sagen würden — den „Brüderlichen Verein und Willkür in Herrenhut", so jedoch, daß alle Einwohner dessen Statuten unterschreiben mußten. Christus sollte das Haupt sein. Der Graf war Vorsteher. Der Verein hatte seine eigene religiöse Organisation und Laienbeamtung unter seinen „Brüdern" und „Schwestern". Natürlich konnte nur juristisches Denken zwischen der Gemeinde und dem Verein unterscheiden, da beide sich aus denselben Menschen zusammensetzten. Nicht für unsere Toleranzverwöhntheit, aber für die damaligen staats- und kirchenregimentlichen Anschauungen mußte das Ganze als gefährlich und zugleich widerspruchsvoll erscheinen. Denn die Zugehörigkeit zur Landeskirche bestand so tatsächlich nur in der Erlaubnis für jedes Gemeindeglied, nach Berthelsdorf zur Kirche zu gehen. Der mährische Brüdername klang sektiererisch, und allenthalben machte die Sache einen übeln Eindruck. Auch die Brüder selbst besorgten, als mährische, nichtlutherische Sekte verfolgt zu werden. Daher ließ Zinzendorf seit 1728 die Statuten nicht mehr von allen Einwohnern unterschreiben. Er unterschied dadurch schärfer zwischen bürgerlicher und religiöser Gemeine Herrnhut. Die eigentliche Sache blieb natürlich dieselbe.

Und die Sache ging wirklich. Die Verfassung gestaltete sich einfach, der ebenfalls einfachen altmährischen naturgemäß ähnlich. (Man entdeckte diese bald darauf in Amos Comenius' Ratio disciplinae wieder). Die Ältesten wurden gewählt oder erlost und gewannen mit der Zeit eine Art von priesterlichem Idealcharakter und bestimmte Rechte der Seelsorge und Gemeindezucht. Überhaupt spielte das Los-Orakel bei Wahlen und Beschlüssen eine große Rolle, ähnlich wie das Däumeln im Privatleben der Spener'schen Pietisten. Einmal, 1731, wollte Zinzendorf die Gemeine aus Überdruß an ihrer künstlichen Stellung einfach in der Landeskirche aufgehen lassen, mußte aber infolge der Entscheidung des Loses den hartnäckigen Vertretern der mährischen Überlieferung ihren Willen lassen. Der massenhafte Gebrauch des Loses mochte manchmal freilich das Gute haben, der

Stimmungs- und Willkürpolitik des Grafen einen Damm zu setzen. Doch gebrauchte man das Los nicht, wenn das erregliche „Gefühl" auch nur weniger in der Versammlung dagegen sprach. Außerdem schuf Zinzendorf im Lauf der Zeit eine ganze Laienhierarchie von Unterämtern. Diese boten dem Tatendrang, dem Liebesgefühl und auch dem Ehrgeiz ein reiches Betätigungsfeld. Der Geist aber, in dem die ganze Gemeine lebte und webte, ward gewissermaßen geboren am 13. August 1727. Bei einer Abendmahlsfeier in Berthelsdorf war es. Durch Zinzendorfs steten Einfluß war das religiöse Gefühl der Gemeine schon vorwiegend empfindsam gemacht worden. Nach all den vorangegangenen Zänkereien wallte es hier plötzlich zum erstenmal auf im Bewußtsein innerlicher Liebesgemeinschaft und von Jesu „lieber Nähe". „Wir lernten lieben." Ähnliche Erscheinungen von Massensuggestion sind ja auch sonst aus der Kirchen- und Religionsgeschichte wohlbekannt. Und — um es gleich zu sagen — der hier erzeugte Geist war weder lutherisch noch mährisch, so oft auch der Graf die lutherische, die Gemeine ihre mährische Überlieferung später äußerlich betonen mochten, sondern war rein zinzendorfisch. Ihm diente auch der gefühlig-lebhafte, sanges- und abwechslungsreiche Kultus. Er erwuchs im Lauf der Jahre, besonders in der Wetterau, aus den ursprünglichen Versammlungen und Singstunden, die anfangs noch ganz die Art der Hallischen Gemeinschaftserbauung an sich hatten.

Ganz zinzendorfisch und wie eine Erinnerung an dessen Hallisches Anstaltsleben erscheint auch die seit 1728 sich anbahnende Gliederung der Gemeinde in die gemeinsam lebenden „Chöre" der Verheirateten, Witwer, Witwen, Jünglinge, Jungfrauen, Kinder u. s. w. Doch wurde die strenge Absonderung nicht in allen Gemeinden gleichmäßig durchgeführt. Noch kleinere Unterabteilungen wurden „Banden" genannt mit wieder besonderen Zusammenkünften. Anstelle der Familie als der natürlich-sittlichen Grundlage für das Gemeinschaftsleben trat so die straffe, aber doch künstliche Gemeindegliederung dieses religiösen Sparta. Sie zwang auch ohne ausdrückliche Satzung jeden, der in der Gemeine Daseinsrecht haben wollte,

sich zu Diasporaarbeits- und Missionszwecken von der Gemeinde oder ihrem Herrscher beliebig verschicken zu lassen. Die hierdurch erreichte militärische Beweglichkeit der Einzelnen wie ganzer Gruppen hat freilich Aehnlichkeit mit der des Jesuitenordens. So erwuchs bald eine Gemeinde nach der andern, und eine lebhafte Diasporatätigkeit begann in Deutschland, Livland, Esthland, Südrußland, Holland, England, Irland, Dänemark und Nordamerika. Auch die Heidenmission hub noch unter Zinzendorf an in Westindien, Grönland, Ceylon, Südamerika und Afrika. — Seit 1740 wies Zinzendorf in seinem Heidenkatechismus die Missionare an, Jesus den Negern überhaupt als ihren Gott und Schöpfer darzustellen, damit die Heiden nicht ihre Naturvorstellungen an den Gottesbegriff herantrügen, wie die orthodoxen Theologen es mit philosophischen Begriffsbildungen machten. Dieser Lehre mußte dann freilich die ganze Gemeine folgen.

Nicht nur bei den Orthodoxen, sondern auch bei den Hallischen Pietisten wurde der Graf allmählich als Ketzer anrüchig. Es pielte auch hinein das soziale Mißtrauen des pietistischen Adels gegen die niedern Kreise der Brüderkirche. Der völlige Bruch mit Halle bahnte sich seit 1730 an. Damals machte Zinzendorf im Berleburgischen, ebenfalls einer Zufluchtsstätte für allerhand Sektierer, einen törichten und auch nicht ganz redlichen Versuch, die dortigen „Inspirierten", besonders ihren Führer, den Sattler Friedrich Rock, in seine Sache hineinzuziehen. In jener Zeit setzte er sich auch abweisend und anerkennend zugleich mit dem Halbschwärmer und Halbrationalisten Dippel auseinander. Er wandte sich dabei immer mehr von der pietistischen Bußkampflehre wie -praxis ab und fand die Heilsgewißheit nur noch in dem Gekreuzigten: Laß uns in deiner Nägel Mal erblicken die Genadenwahl! Dazu kam die schlechte Behandlung und schließliche Absetzung seines Freundes Spangenberg durch Franckes Sohn, der Spangenberg zuerst selbst nach Halle gelockt hatte. Die offene Hallische Kritik reizte sein Selbstgefühl, die Ränke der ihn ohne Ende bespionierenden pietistischen Adelsgesellschaft erbitterten ihn. Versöhnungsversuche scheiterten. So sah er in der Folge nur noch herab auf „die Hallische

(Heils-)Oekonomie" und ihre „miserabeln Christen" mit ihrer ängstlichen Werkheiligkeit; er „verliebte" sich dafür grundsätzlich in Jesu Wunden und wurde „so voller assurance" (sicheren Vertrauens), daß sein Dasein nur noch „ein tissu (eine ununterbrochene Kette) von lauter guten Sachen" war. Ungefähr um jene Zeit beginnt auch seine Entwicklung zu einem immer einseitigeren Wunden- und Lammkultus. Theologisch näherte er sich mit alledem zugleich wieder der Orthodoxie. Er nützte diesen Umstand der drohenden Verwicklungen wegen sofort aus. Einem abenteuerlichen Einfall folgend, nahm er verkleidet eine Hauslehrerstelle in Stralsund an. Er legte dort aber die Maske sofort als nutzlos ab und ließ sich von zwei dortigen Pfarrern auf seine Rechtgläubigkeit prüfen. Dann ließ er sich 1734 vor der Tübinger theologischen Fakultät, die ihm schon 1733 gefällig den lutherischen Charakter seiner Gemeine begutachtet hatte, zum lutherischen Pfarrer eigener Verordnung zum Dienst der Heiligen ernennen. Zugleich rang er und verglich sich wieder andauernd mit der altmährischen Strömung in seiner Gemeine. Besonders ließ er, anknüpfend an Beziehungen zur englischen bischöflichen Staatskirche und für die Zwecke seiner kolonialen Missionsarbeit, die altmährische bischöfliche Verfassung wieder erstehen. Der Berliner reformierte Hofprediger Jablonsky, ebenfalls ein Nachkomme mährischer Brüder, besaß von seinem Vater her noch die mährisch-bischöfliche Succession (Amtsnachfolge). Er weihte 1735 David Nitschmann zum Bischof. Als Gegengewicht jedoch gegen bloß äußeres mährisches Kirchentum erwuchs das Generalältestenamt. Es sollte den universalistischen, überkirchlichen Charakter der „Gemeine Jesu" hochhalten und eine Art priesterlicher Mittlerstellung zwischen Gott und der Gemeine darstellen.

Aber die kirchenpolitische Lage wurde immer bedenklicher. Die sächsische Regierung hatte mit der kaiserlichen zu Wien Verdruß gehabt. Diese beschuldigte den Grafen nämlich der „Auslockung" kaiserlicher Untertanen aus Mähren. Eine Untersuchung 1732 reinigte ihn zwar darin, aber nun warf man sich auf seinen Separatismus. Ein zweiter Untersuchungsausschuß 1736 tadelte mancher-

lei an den Herrnhuter Einrichtungen. Weil dort jedoch äußerlich das Augsburger Bekenntnis galt, und noch mehr wohl aus nationalwirtschaftlichen Gründen erwirkte man der gewerbfleißigen Gemeine 1737 einen Duldungserlaß für Sachsen. Zinzendorf selbst dagegen mußte das Land verlassen.

Die Verbannung brachte ihn nur zu noch nervöserer Tätigkeit. In der Wetterau, zwischen Taunus und Vogelsberg, hatten ähnlich wie im Berleburgischen schon früher Sektierer gewirkt. Dort mietete er im gräflich-Isenburgischen die alte, schon etwas trümmerhafte Ronneburg, gestaltete seine ihm dahin gefolgte Anhängerschaft als eine Art Hauptquartier und nannte sie „Pilgergemeinde". Er besuchte die Brüder in den russischen Ostseeprovinzen und auf der Rückreise den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Er ließ sich selbst 1737 mit Zustimmung des Königs von Jablonsky ebenfalls zum mährischen Bischof weihen. Er war aber zugleich auf Freihaltung seines Rückwegs nach Sachsen bedacht, indem Herrnhut selbst nur als Gemeinschaft in der Berthelsdorfer Gemeinde gelten sollte. Im Büdingischen Gebiet in der Wetterau gründete er bei Schloß Marienborn die neue Kolonie Herrnhag, die bis 1750 die Führung übernahm. Er reiste zur Inspektion seiner Missionare nach St. Thomas in Westindien. Er kehrte zurück mit dem nunmehr festen Plan, die Missionskirche draußen als mährisches Kirchentum zu verfassen. In Deutschland dagegen sollte die ideal gedachte „Brüdergemeine" kein Kirchentum, sondern unter mährischer Form eine Gemeinschaft von Liebhabern des Todes Jesu sein, über den Landeskirchen stehend, aber in ihnen bestehend. Damit gedachte er die Gemeine sowohl gegen den Vorwurf des Separatismus von außen als auch gegen innere separatistische Gelüste zu sichern. Er wollte also in Deutschland die ganze Brüderkirche zu den Landeskirchen ähnlich stellen wie die Gemeine Herrnhut zur Pfarrei Berthelsdorf.

Mit solcher bloßen mährischen Überkleidung des reinen Zinzendorftums war aber der Generalälteste Leonhard Dober nicht einverstanden und legte deshalb sein Amt nieder. Nun plante Zinzendorf eine Reise nach

Nordamerika; und bei einer Synodalkonferenz in London 1741 handelte es sich um die Neubesetzung der Stelle. Geistig hervorragende und zugleich dem Grafen ganz genehme Männer waren aber rar. Da verfiel man auf den Gedanken, das Generalältestenamt (d. h. nicht das für Amerika, sondern nur das für Europa) auf den Heiland zu übertragen. „Die Rede war nicht davon, ob der Heiland der Hirte und Bischof unserer Seelen überhaupt sey; sondern unser Sinn und Herzensanliegen war: daß Er einen Spezialbund mit seinem armen Brüdervolke machen; uns als sein apartes Eigentum annehmen; sich um alle unsre Umstände, so klein sie auch wären, bekümmern; über uns ganz besonders wachen; sich mit einem jeden Gliede der Gemeine personell einlassen und alles dasjenige in der Vollkommenheit tun möchte, was unser bisheriger Aeltester unter uns in Schwachheit getan hatte." So Spangenberg, Zinzendorfs stets mehr abmildernder als verschärfender Lebensbeschreiber, über jenen Vorgang vom 16. September. Man denke an Jesu Ausrufung zum König von Florenz durch Savonarolas schwärmerische Anhänger! Die Brüdergemeine feiert noch heute den Tag (13. November), an welchem Jesu Ernennung zum Generalältesten den Gemeinen bekannt gemacht wurde. Nur gewunden suchen heute die aufgeklärten herrnhutischen Theologen, ähnlich wie Zinzendorf nachträglich selbst in seinen letzten Jahren, dieser anmaßenden Phantasterei einen leidlichen Sinn abzugewinnen. Das Vorsteheramt über die europäische Gemeinde übernahm ein Ausschuß, Generalkonferenz genannt, mit Marienborn als Sitz, und Zinzendorf reiste erleichtert nach Amerika, das „notwendig ins Blut Christi getaucht werden mußte, wie Europa". Um nicht seinen gräflichen Geschlechtsnamen durch etwaige üble Erlebnisse zu schädigen, reiste er als Ludwig v. Thürnstein. Das für ihn in Amerika nutzlose Bischofsamt, das er überhaupt nur behufs einer augenblicklichen Scheinwirkung übernommen haben kann, legte er zuvor nieder.

In Pennsylvanien suchte er einerseits als lutherischer Pastor, der er von Tübingen her war, die Lutheraner zu sammeln und sogleich nach Luthers Gedanken in der

„Deutschen Messe“ mit verfassungsmäßiger ecclesiola in ecclesia, also in Wirklichkeit zinzendorfisch zu organisieren. Andrerseits wollte er die übrigen deutschen Sektierer unter einen Hut und seinen Einfluß bringen. Beides mißlang. Doch stärkte er die vorhandenen Brüdergemeinen, gründete mehrere neue, reiste auch dreimal zu den benachbarten Indianerstämmen und bereitete die Mission unter ihnen vor.

Bei seiner Rückkehr nach Deutschland 1743 fand er eine bedeutsame Verschiebung der Verhältnisse vor. Seine hinterlassene Generalkonferenz hatte bei Friedrich dem Großen und bei den Isenburgischen Grafen in der Wetterau für die Brüdergemeine die Erlaubnis erwirkt, in ihren Ländern einfach als mährische, bischöflich verfaßte Sonderkirche zu bestehen, recht den antisektiererischen, universalistischen Gedanken des Grafen zuwider. Zugleich hatte ein Gutachten des Hallenser Theologen Siegmund Jakob Baumgarten die öffentliche Meinung stark beeinflußt, wonach innerhalb der lutherischen Kirche eine für sich werbende Brüdergemeinde mit eigener Gottesdienstverfassung unmöglich sein sollte. Dies war auch insofern bedenklich, als die Gemeine nicht mehr den Schutz des westfälischen Friedens genoß, falls die Regierungen sie als eine neue Religion betrachteten. Zinzendorf konnte das Geschehene nicht ändern und brach wenigstens die auch mit andern Regierungen schon schwebenden Verhandlungen sofort ab. Aergerlich ließ er auf einer Synode in Schloß Hirschberg bei Ebersdorf die geduldigen Puppen der Generalkonferenz absetzen und sich selbst zum „vollmächtigen Diener“, d. h. in Wirklichkeit zum unbeschränkten Herrn der Brüdergemeine ernennen. Um auch den Schein zu vermeiden, als solle diese eine Sonderkirche und Sekte bilden, stellte er das Schlagwort der „Tropenidee“ auf. Lutherische, reformierte und mährische Verfassungskirche seien nur je ein tropos paideias, d. h. je eine Erziehungsmethode Gottes für die Christenheit. Dagegen die Brüdergemeine als ideale Größe mit ihrer Herzensreligion umfasse sie alle in der Art, daß jedes ihrer Mitglieder zugleich Mitglied einer dieser Kirchen und jedes Kirchen-

glied zugleich Glied der Brüdergemeine sein könne. Zinzendorf teilte tatsächlich die Brüdergemeinen in Tropen ein und gab jedem Tropus einen Administrator. Doch war die ganze Sache bedeutungslos, da ja allgemein nur Zinzendorfreligion in den Gemeinden herrschte.

Die innere Entwicklung der Gemeine von 1743 bis 1750 bezeichnen die Herrnhuter selbst nach Luc. 22, 31 als „Sichtungszeit". Es ist die Zeit der tollsten religiösen Verirrungen des Grafen wie seiner Anhänger, besonders in der Wetterau, in Herrnhag. Freilich wurzelte das alles schon in der vorangegangenen Entwicklung und schließlich in der Natur Zinzendorfs. Dieser fand, aus Pennsylvanien heimgekehrt, in Europa alles zu „seriös", zu diplomatisch, zu wenig naiv und religiös kindlich. Um solchen Schaden zu heilen, gründete er im Gedanken an Matth. 11, 25 schleunigst einen Orden der nepioi (= Unmündigen). Weil man aber kleine Kinder auf dem Arm liebkosend auch wohl „Närrchen" nennt, bezeichnete man sich darin kurzerhand einfach als „Närrchengesellschaft". Namentlich in Herrnhag, aber auch anderwärts entwickelte sich nunmehr ein seltsames Treiben. Bei einem Gehaben von gesucht unnatürlicher „Natürlichkeit" [1]) und mit kindischer „Kindlichkeit" redete und schrieb man nur noch in Verkleinerungsformen wie Närrchen, Herzchen, Hühnchen, Würmlein u. s. w. Man trieb mit abgeschmackten Festen, Dekorationen, Transparenten und Illuminationen, in läppischen Redewendungen und Liedern einen rührseligen Kultus mit Jesu Wunden, besonders mit dem „Seitenhöhlchen", in das man „ewiglich vernarrt und vergafft bleiben wollte". Dieses wurde statt Christi zum selbständigen Anbetungsgegenstand. Die „Kreuzleutelein" schwelgten in der Luft um das Kreuz als „Kreuzluftvögelein" und sogen als „Wundenbienelein" an des Lämmleins Blut und Wunden. Man freute sich zugleich der Niedrigkeit Christi, indem man sich über seine und der Apostel

1) Man beachte übrigens trotzdem die Verwandtschaft mit Rousseaus damaliger Losung der Rückkehr zur Natur aus der zum Ekel gewordenen Überkultur. Besonders in Frankreich gab es damals Kreise, die ebenfalls aus „Natürlichkeit" in Tollheiten verfielen. Auch Ordensgründungen waren damals Mode.

Rede- und Schreibweise in möglichst verächtlichen Ausdrücken erging. Zugleich faßte man die Erlösung durch Christi Blut ganz materiell-naturalistisch und feierte Christus als den Schöpfer der Welt und als Erzeuger seiner Brüdergemeine aus dem „Seitenschrein". Gott trat überhaupt hinter Christus völlig zurück. Das Unser Vater sollte z. B. an Christus gerichtet werden. Gott selbst blieb nur eine Art „Großvater oder Schwiegervater", und der h. Geist wurde zur „Mutter" in der als „Familie" aufgefaßten Dreieinigkeit: Gott = Papa, der h. Geist als Mama und ihr Lämmlein, Bruder Lämmlein. Die Seligkeit des Christen, der im bewußten Gegensatz zum Hallischen Pietismus keine Sündennot und Buße mehr kannte, entlud sich in wunderlichen geistlichen Belustigungen. Man erläßt mir wohl die nähere Schilderung dieser Torheiten. Sie hatten leider eine sittlich nicht unbedenkliche Seite. Man hob die strenge Zucht auf. Der alte Vergleich von Christi Ehe mit der Seele wurde in Reden und Liedern bis zur Schmutzigkeit durchgeführt. Sogar das h. Abendmahl hieß „Umarmung des Mannes". Das Gemeindeleben blieb davon nicht unberührt. Christus sollte der Mann nicht nur der Gemeine, sondern insbesondere aller Frauen in ihr, und die Ehemänner sollten nur „Vizemänner" sein; die Ehe wurde nur Berufsehe für Christi Zwecke und ein „Sakrament", das fleischliche Lust und daher auch die Scham ausschließe. Daher wurde ihre Eingehung bis auf die geheimsten Vorgänge der Aufsicht der Gemeindepfleger unterworfen.

Merkwürdigerweise wurde gerade während dieser Zeit 1747 Zinzendorfs Verbannung aus Sachsen aufgehoben, und zwar aus Geldrücksichten. Er erhielt 1748 völlig freies „Religionsexercitium" für die Brüder und pachtete alsbald dort auch noch die Grafschaft Barby für seine Sache. Umgekehrt veranlaßte er aus kirchenpolitischen Gründen 1749 nicht nur die sächsische, sondern die ganze Brüdergemeine, auch auf reformiertem Boden, das unveränderte Augsburgische Bekenntnis anzunehmen. Er deutete es sich zwar zu dem Zweck passend aus, was seiner Phantasie nicht schwer fiel, warf aber eigentlich seine Tropenidee damit wieder um. Im gleichen Jahr ließ er

aber seine Missionskirche als Erneuerung der alten bischöflichen mährischen Kirche, als Unitas fratrum vom englischen Parlament anerkennen. Den gutherzigen Spangenberg, der mit seiner sichern Stetigkeit dem unruhigen Grafen öfters überlegen und deshalb „mokant" vorkam, und der seit 1744 Generalältester von Amerika war, ließ er schon 1748 durchs Los absetzen, indem das Lämmlein erklärte, „nunmehro auch über Amerika Ältester sein zu wollen".

Der gräflich-Büdingischen Regierung erwuchsen zugleich endlose Verdrießlichkeiten aus Zinzendorfs immer selbstherrlicherem Gebahren in Herrnhag, dem Hauptsitz der Schwärmereien. Sie sah sich endlich 1750, freilich unter Vertragsbruch, gezwungen, von der Gemeinde entweder Absage an Zinzendorf oder Auswanderung zu fordern. Die Gemeinde wählte letzteres, und Herrnhag stand bald verlassen da.

Der Schlag von Herrnhag wirkte stark ernüchternd auf ihn und die ganze Brüderkirche und zog außerdem schwere Geldverwicklungen nach sich. Von 1750 an nahm Zinzendorf seinen Sitz in London und nannte seine Pilgergemeinde nunmehr „Jüngerhaus". Zwar wurde der drohende Bankrott abgewendet, aber die Ereignisse brachen seine unbeschränkte Herrschaft, und die schlimmsten Auswüchse wurden abgestellt. Auch starb 1752 sein einziger Sohn und voraussichtlicher Nachfolger Christian Renatus, der in Herrnhag ein Hauptbeteiligter an den Verirrungen gewesen war. Zinzendorf siedelte 1755 mit dem „Jüngerhaus" wieder ins alte Herrnhut über. Seine Gemahlin starb 1756. Er heiratete 1757 noch einmal, und zwar eine Älteste in der Gemeinde, Anna Nitschmann, die langjährige „Vizemutter" der „Kreuzluftvögeleinschar". Aber er starb schon am 9. Mai 1760 infolge eines Fieberanfalls. Bis zuletzt freute er sich wenigstens der „formidabeln Armee", die seine Tätigkeit um das Lamm gesammelt hatte.

„Ein ganz verrückter Kerl", denkt vielleicht mancher Leser. Gewiß! Gesetzt, Zinzendorf träte zu unserer Zeit auf, im schwarzen Gehrock anstatt im Rokokoröcklein mit Zierdegen und Allongeperrücke, seine eigene Brüderge-

meine ertrüge ihn nicht mehr. Man addiere die hervortretenden Adeligen im heutigen Pietismus, die Viebahns, Pücklers, Bernstorffs und Gräfinnen Schimmelmann, es kämen bei allen zusammen noch nicht halb so viel Seltsamkeiten heraus, wie bei dem einen Zinzendorf. Freilich auch nicht halb so viel Geist. Es ist ja etwas wunderbares um die sogenannten „verrückten Kerle", die dabei aber doch geistvoll und tief sind und die „vernünftigen Menschen" ihrer Zeit weitaus überragen. Tolstoi! So einer war aber auch Zinzendorf. Man lese im Gesangbuch die Perlen seiner Lieder nach. Es war jedoch geradezu seine Tragik, daß er so viel Geisteskraft und religiöses Leben in so wunderliche Formen kleiden mußte. Wir belächeln die getrost aus der vorsichtigen Entfernung von zwei Jahrhunderten und würdigen dabei den Mann doch. Seiner Zeit dagegen erschienen sie schlimmer, ja lästerlich und frevelhaft. Sie mußte ihn ablehnen. Er wollte ins Große, wollte überkirchlich, idealreligiös wirken. Er mußte in Wirklichkeit ein bloßer Sektierer nicht nur scheinen, sondern auch sein, trotz seines verzweifelten Ringens dagegen. Er mußte es nicht nur infolge der lutherischen und Hallisch-pietistischen Unduldsamkeit, auch nicht nur infolge des hartnäckigen Festhaltens der Brüder an der „mährischen Kirchensache", die ihm selbst, wie er es ausdrückt, „querfeldein" gekommen ist, sondern noch mehr wegen seiner religiösen Wunderlichkeiten, die er persönlich in diese Gemeinschaft hineingefüllt hatte. Denn die schlossen seine Gründung ohne weiteres vom ganzen Zeitleben geistig ab und damit aus. So konnte er als bedeutender Mensch eine bedeutende persönliche Gemeine werden. Aber als wunderlicher Heiliger konnte er nicht auf die große geistige Zeitentwicklung wirken. Seine tiefe Frömmigkeit gab seiner Gemeine Bestand auch über seinen Tod hinaus. Aber sein Tod war nötig, damit die Gemeine seine Seltsamkeiten abstreifen und dauernd Gutes, fruchtbringende Werte schaffen konnte. Nach seinem Tode erst konnte die universaliştische, übersektiererische, idealreligiöse Seite seines Wesens sich in seinem Werk allmählich entfalten und auswirken.

Denn verachtet von aller Welt und mit zerrüttetem

Vermögen hinterließ er seine Gemeine. Aber er hinterließ ihr außer der starken Organisation auch das Beste seines Geistes, innige, wenngleich etwas gefühlsselige Jesusfrömmigkeit und den emsigen Tätigkeits-, Gemeinschafts- und Liebestrieb. Sein Nachfolger in der Leitung der Gemeine war der bedächtige und milde, nicht wie Zinzendorf geistvolle, aber nüchterne und zähbeharrliche Bischof Spangenberg. Er organisierte die Brüder neu, sorgte für Tilgung der Schulden, beseitigte Schritt für Schritt die Auswüchse und erwarb sich das Verdienst eines zweiten Gründers. Die noch heute bestehende Gemeine hat daher mehr von dem Zinzendorf einst vorschwebenden Idealbild an sich, als dieser erreichen konnte, hat Großes in der Mission und in sozialer Liebestätigkeit geleistet und genießt in Deutschland allgemeine Achtung durch das geordnete Leben ihrer Glieder sowie durch ihre lebhafte Gewerbtätigkeit, besonders in Herrnhut, Gnadenfrei in Schlesien und Neuwied-Niedermendig. Auch geistig — und damit folgt sie schließlich ebenfalls den Absichten ihres Stifters — ist sie nicht in einem sich abschließenden Sektierertum verkümmert, sondern sie vergönnt der geistigen Gesamtentwicklung in heilsamer Wechselwirkung Einfluß auf ihr äußeres und religiöses Leben. Sie treibt auch keine Proselytenmacherei, übt aber einen um so weiter reichenden religiösen Einfluß aus unter den „Stillen im Lande". Aber das beste, was sie dem Protestantismus geliefert hat, ist doch ihr größter Sohn gewesen, der freilich aus ihren immerhin engen Grenzen heraustrat, über die sein Geist hinausgewachsen war. Es ist der Mann, dessen religiöse Innigkeit zurückweist auf die Herzens- und Gefühlsreligion der Brüdergemeine, in der er erwuchs, dessen geistige Klarheit und philosophische Tiefe aber die Theologie des 19. Jahrhunderts heraufführen sollte.

Das ist Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher.

Wohl hat die Brüdergemeine eine pietismusartige Frömmigkeit gleichsam mittelst Unterführung unter dem Rationalismus her bis ins 19. Jahrhundert hinein geleitet und mancherlei stille Anregungen gegeben. Aber Schleiermacher gab uns mehr. Zugleich mit den neuen

Denk- und Ausdrucksformen für unsere eigene Frömmigkeit lehrte er uns über die Zeit des Rationalismus hinweg die Brücke freien geschichtlichen Verständnisses schlagen auch zur Frömmigkeit der Väter. Ihr bestes Erbteil werden wir gerade so uns am tiefsten und innerlichsten aneignen und am treuesten wahren.

9. Der Pietismus im 19. Jahrhundert.

Kurzer Überblick.

So würdigen wir heute auch die Lebensarbeit der vier in dieser Schrift geschilderten Männer und überhaupt die Arbeitsleistung des ganzen Pietismus. Er war geschichtlich notwendig für die Zeit der Orthodoxie, der er bewußt entgegentrat, wie für die Zeit der Aufklärung, die er, ohne es zu wollen, selbst mithelfen sollte heraufzuführen. Aber zugleich mit den Entwicklungslinien, die aus dem Pietismus über ihn selbst hinausführten, erkennen wir die Schranken, die er nicht überspringen konnte, ohne sich selbst aufzugeben. Wir erkennen damit die Schranken seines innersten Wesens selbst. Er ist nicht das Christentum selbst, sondern eine durch bestimmte Verhältnisse zeitgeschichtlich bedingte, zeitgeschichtlich segensreiche, aber auch mit zeitgeschichtlichen Mängeln behaftete Erscheinungsform des Christentums. Dieses bindet sich ja nicht an Formen, die doch stets nur zeitlich sind. Es kommen und gehen seine einzelnen Kirchen und seine zeitweise herrschenden Richtungen. Die christliche Religion selber bleibt. In ungeschwächter Lebenskraft paßt sie sich immer neu werdenden geistigen Zeitlagen an und gibt ihnen das Beste, sich selbst. In alle dem Wechseln und Wandeln, Werden und Vergehen trägt sie unter steter Selbstverjüngung das Evangelium, den Geist Jesu Christi durch die Jahrhunderte hindurch.

Der in dieser Schrift geschilderte ältere Pietismus hat seine Stellung als herrschende Strömung bald an die Aufklärung abgeben müssen. Zugleich wurde der in ihm

tonangebende Geburtsadel abgelöst und geistig überflügelt von dem Träger dieser neuen Religions- wie Kulturbewegung, dem deutschen Bürgertum. In ihren Niederungen geistig und religiös ungemein flach, hat die Aufklärung in ihren Höhenlagen durch Philosophie und Dichtung geistig-religiöse Kulturwerte von mächtiger Bedeutung geschaffen. Als infolge der Befreiungskriege ein warmer Hauch der Frömmigkeit durch ganz Deutschland flog, versuchten auch die gebliebenen Reste des Pietismus, die sich als „die Stillen im Lande" vielfach um die Brüdergemeine geschart hatten, wiederum den alten Einfluß zu gewinnen. Vergeblich! Weder geistig noch religiös war er der Neubildung gewachsen, die aus dem Auftreten Schleiermachers und seiner Jünger, aus der idealistischen Philosophie und aus unserer klassischen Literaturperiode hervorgegangen war. Da endlich trieb ihn die eigene Schwäche, nicht ohne Mitwirkung romantischer Einflüsse, in die Arme seines früheren Todfeindes, der Orthodoxie. Diese hatte ja als Begleiterin der politischen Reaktion nach den Freiheitskriegen sich neu erhoben. So vereinigten sich die beiden zu dem, trotz mancher Einzelunterschiede, im ganzen doch einheitlichen Gebilde der pietistischen Neuorthodoxie. Pietismus und Orthodoxie haben dabei ihre beiderseitigen Schwächen vielfach glücklich ergänzt, während freilich ihre frühere kräftige Eigenart durch die Vereinigung verwaschen wurde. Der Pietismus brachte der Orthodoxie mehr religiöse Wärme und starken Drang zu praktischer Liebesarbeit, nahm ihr aber Luthers weltoffene, fröhliche Sittlichkeit. Die Orthodoxie gab dem Pietismus mehr theologisches Rückgrat, raubte ihm aber den Drang nach freier, eigenartiger Ausbildung der religiösen Persönlichkeit. Viel Gutes hat diese „Erweckung", wie man den Vorgang von pietistischer Seite bezeichnet hat, im 19. Jahrhundert gewirkt, aber auch viele düstere Schatten lagern schwer auf ihr, besonders seit Friedrich Wilhelm IV. Die Welle der politischen Restauration trug das neue Gebilde empor, und seine Verquickung mit politisch konservativen Bestrebungen gab ihm viel Einfluß in Kirche und Staat. Aber auch diese Orthodoxie hat schon wieder, ähnlich wie die des siebenzehnten Jahrhunderts,

eine Rückwirkung gezeitigt, nämlich die moderne, neupietistische Evangelisations- und Gemeinschaftsbewegung. Die trägt im wesentlichen die religiösen Gesichtszüge des alten Spener'schen und Hallischen Pietismus. Allein im großen Unterschied von dessen aristokratischer Art ist sie durchaus demokratisch. Dies hängt damit zusammen, daß sie dem amerikanischen Methodismus die Art ihrer Organisation und Werbetätigkeit entlehnt, die hauptsächlich auf die niederen sozialen Schichten berechnet ist und sich manchmal zu einer lebhaften Wühlarbeit gestaltet. So sind die ehemaligen „Stillen im Lande" allmählich zu den religiös Lautesten im Lande geworden.

Es bestehen also heute im inneren Leben des deutschen Protestantismus — fast wie Ablagerungsschichten der historischen Entwicklung — die nämlichen Richtungen zugleich miteinander, die sich nacheinander im 17., 18. und 19. Jahrhundert abgelöst haben.

Zunächst die Orthodoxie. Ihr ist noch immer, trotz einzelner Nachgiebigkeiten, die kirchliche Lehrsatzung und das formulierte Bekenntnis das Wichtigste. Sie sucht auch noch immer beides durch Staatsarm und Gesetzeszwang durchzusetzen. Wohl sind in sie selbst von vornherein eine Menge Pietismen hineingeschmolzen. Doch ist sie damit in ihren verschiedenen Gruppen und Einzelpersonen sehr verschiedengradig durchsetzt, und dementsprechend verschieden sind die Grade des Behagens oder Mißbehagens, mit dem sie das Neuauftreten des reinen Pietismus aufnimmt.

Diesen sehen wir in der Evangelisations- und Gemeinschaftsbewegung. Auch die ist übrigens in mehrere Richtungen zerspalten. Sie sind der Hauptsache nach in drei Gruppen, den sog. Eisenacher, Gnadauer und Blankenburger Gemeinschaftskonferenzen organisiert und unterscheiden sich, wenn wir von den Unterschieden der bloßen religiösen Moden in ihnen absehen, hauptsächlich durch den Grad der Abneigung, die sie auf Grund der „Bekehrung" gegen das Landeskirchentum hegen. Und zwar sind hier alle Farbenspiele vertreten, von der orthodoxieartigen Betonung kirchlicher Gesinnung an nach dem Spruch: Unsre Kirche absolut, wenn sie unsern Willen tut,